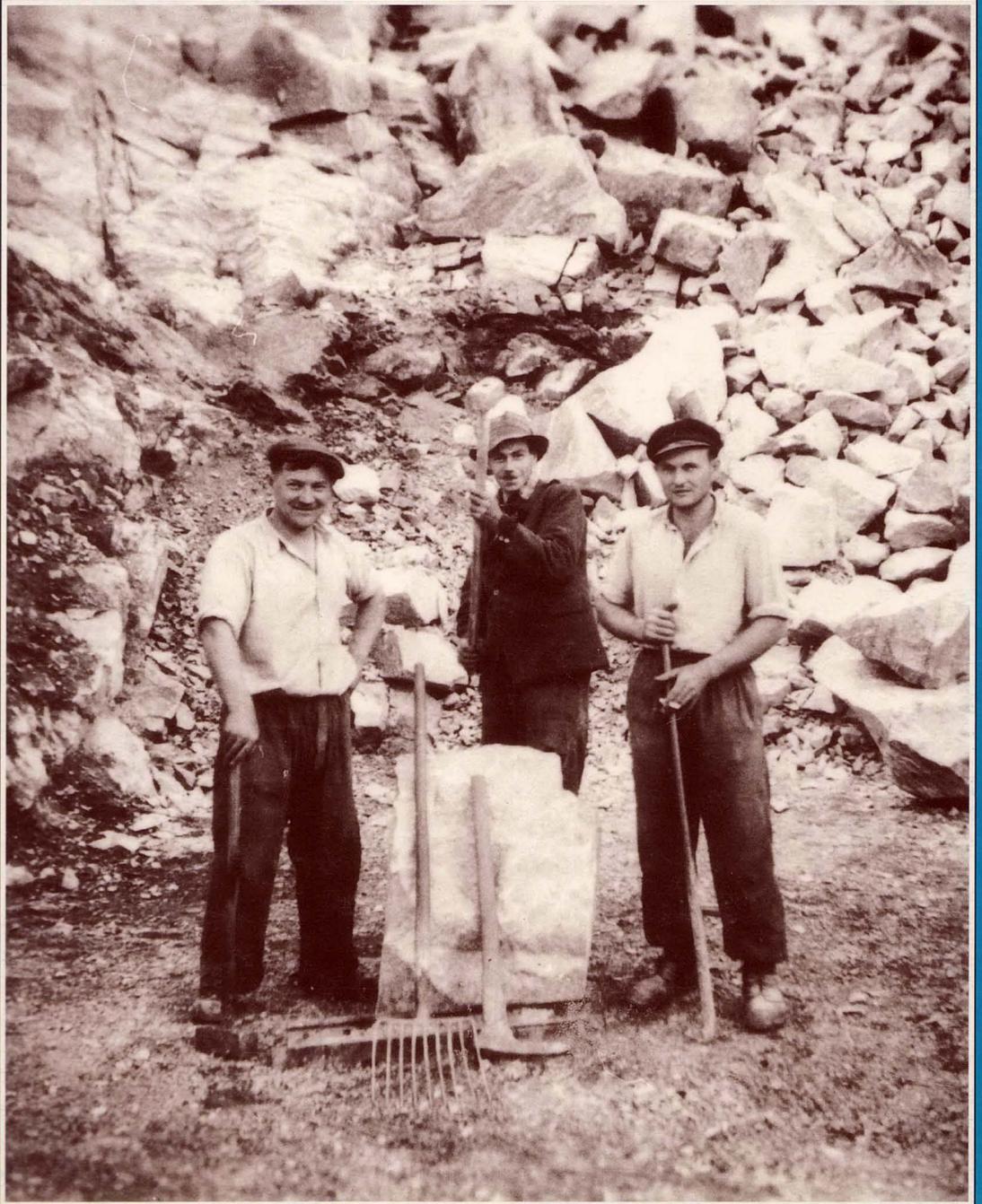


Das Waldviertel

47. Jahrgang

1998

Heft 4



INHALT

Alice und Andreas Thinschmidt: Das Kalkwerk von Grub bei Messern, Bezirk Horn/NÖ	337
Peter L. Reischütz: Die Neuseeländische Zwergdeckelschnecke erobert den Kamp und seine Nebenflüsse	366
Franz Strohmayer: Brücken und Stege in der Stadt Zwettl	368
Franz Chaloupek: Erinnerungen an meinen Vater Karl Chaloupek (1873-1933). Das Leben eines sozialdemokratischen Gewerkschafters	382
Eduard Führer: Die Blasorchester in Waidhofen/Thaya, Raabs/Thaya und Franz Xaver Weigerstorfer	390
Gustav Reingrabner: Evangelisch in Horn – Bemerkungen zur Struktur der evangelischen Gemeinde in der Stadt – Ergänzung	397
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	399
Buchbesprechungen	418

TITELBILD:

Kalkwerk Grub: Arbeiter im Steinbruch mit den üblichen Werkzeugen. Von links nach rechts: Hermann Hudetschek, Rudolf Hirsch und Franz Fraberger.

(Foto: F. Fraberger, Dappach)

WALDVIERTEL INTERN

Bei der letzten Vorstandssitzung und Redaktionsbesprechung am 21. November 1998 in Horn wurde beschlossen, den Jahrgang 1999 unserer Zeitschrift noch in der „alten Rechtschreibung“ herauszugeben. Das Umstellungsdatum auf die neue Rechtschreibung wird den Mitarbeitern rechtzeitig bekanntgegeben werden. Wir ersuchen Sie daher, für 1999 die Aufsätze, Artikel und Buchbesprechungen in der bisherigen Schreibweise abzugeben.

Im abgelaufenen Jahr konnte kein Band in der Schriftenreihe erscheinen. Für 1999 sind seit längerer Zeit fünf Bände in Vorbereitung; darunter die zweite Auflage der „Erdgeschichte des Waldviertels“ und die dritte Auflage des Bandes über den Räuber Johann Georg Grasel.

Der Vorstand des Waldviertler Heimatbundes und die Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ wünschen allen Mitarbeitern und Lesern ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr!

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Alice und Andreas Thinschmidt

Das Kalkwerk von Grub bei Messern Bezirk Horn/NÖ

Einleitung

Die Erinnerung an das Kalkbrennen im Waldviertel beginnt allmählich und stetig zu verblasen. Einige können noch mit persönlichen Erinnerungen aufwarten, aber sehr wenige sind heute noch in der Lage, über die genauen Vorgänge beim Kalkbrennen selbst sowie über historische Details zu berichten.

Die Idee zu einer Nachforschung über Waldviertler Kalköfen kam Andreas Thinschmidt während eines Forschungsprojektes am Institut für Angewandte Geologie der Universität für Bodenkultur, das in den Jahren 1995 und 1996 durchgeführt wurde. Ziel dieser Untersuchungen waren die nutzbaren Gesteine Niederösterreichs. Einen Teilbereich bildeten die Marmore der Böhmisches Masse, in dem unter anderem auch ihre Rolle als Rohstoff in Vergangenheit und Gegenwart beleuchtet wurde. Deren historische Bedeutung als Grundstoff für die Kalkbrennerei wurde schon bald offensichtlich. Umso überraschender war es, außer einigen wenigen eingestreuten Hinweisen in der geologischen und heimatkundlichen Literatur, keine Veröffentlichungen darüber vorzufinden.

Aus diesem Grund wurde ein Forschungsprojekt beim Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank beantragt und dieses unter der Projektnummer 5974 für die Dauer eines Jahres bewilligt (Juli 1996 bis Juni 1997). Mittlerweile läuft ein Fortsetzungsprojekt unter der Projektnummer 7031, das bis August 1999 andauern wird. Ziel dieser Arbeit ist die möglichst umfassende Dokumentation der Kalkbrennerei im Wald- und Weinviertel und im Dunkelsteinerwald, mit besonderem Schwerpunkt auf der Bewahrung von tradiertem Wissen und persönlicher Erfahrung der Bevölkerung mittels Methoden der Oral History.

In der Folge konnte auch eine Diplomarbeit durch Alice Thinschmidt am Institut für Volkskunde der Universität Wien angeregt werden¹⁾, die sich vor allem die wirtschafts- und sozialhistorische Entwicklung der Kalkbrennerei im 20. Jahrhundert zum Thema gewählt hat – gestützt auf zahlreiche Interviews, die im Laufe der vergangenen Jahre gemacht wurden.

¹⁾ Alice Thinschmidt, Kalkbrennerei im Waldviertel und im Dunkelsteiner Wald. Rekonstruktion eines Gewerbes (Dipl.-Arb. Univ. Wien, Wien 1998). Die Arbeit wurde von Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn betreut.

Im Zuge der Nachforschungen konnten wir eine Fülle an Daten zusammentragen, aus der Literatur zahlreiche Standorte von Kalköfen lokalisieren und schließlich bisher über fünfzig in mehr oder weniger guter Erhaltung im Gelände wiederfinden. Der hier behandelte Kalkofen von Grub war ob seiner Größe nicht typisch für das Waldviertel (siehe Lageskizze in Abb. 1), aber er war einer der letzten noch in Betrieb befindlichen, und wir waren in der glücklichen Lage, sehr viel an schriftlichen und mündlichen Quellen vorzufinden, sodaß seine Geschichte fast lückenlos und sehr detailreich dokumentiert ist.

Quellenlage und Methoden

Am Beginn unserer Arbeit stand ein vierseitiger Fragebogen an die betroffene Gemeinde Brunn/Wild, die den allgemeinen Kenntnisstand ausloten und uns Kontakte zu dem in der Region noch vorhandenen Wissen verschaffen sollte. Für die ausführliche Beantwortung sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Die uns genannten Auskunftspersonen waren unsere ersten Interviewpartner. Alle weiteren – und es sollten mehr werden, als wir uns gedacht hatten – ergaben sich nach dem Schneeballprinzip.

Zum Ofen in Grub gelang es uns, acht Personen – eine Frau und sieben Männer – zu befragen. Darunter sind ehemalige Steinbrucharbeiter, Heizer, Kalkhändler und -händlerinnen, Gehilfen und der heutige Besitzer der Liegenschaft. Die so gewonnenen Informationen bilden die Grundlage unseres Artikels und werden von anderen Quellen nur ergänzt und berichtigt. Auch unser gesamtes historisches Fotomaterial stammt aus privaten Händen.

Die in der Bezirkshauptmannschaft Horn vorhandene Kartei gelöschter Gewerbescheine half uns, die meist ungenauen zeitlichen Angaben über die jeweiligen Gewerbetreibenden mit exakten Daten abzugleichen. Die Horner Gewerbekartei reicht allerdings nur bis in die 1920er-/30er-Jahre zurück. Für die Zeit davor könnten ältere Protokollbücher Auskunft geben, die aber leider nicht mehr aufzufinden sind.²⁾ Damit wäre es uns

möglich gewesen, Daten bis 1860 zurück zu erhalten, also auch die Zeit vor der Errichtung des Gruber Schachtofens zu beleuchten.

Datenblätter aus der im Jahre 1938 begonnenen Steinbruchkartei an der Geologischen Bundesanstalt verschafften uns ebenfalls wichtige chronologische Anhaltspunkte. Darüber hinaus wurden die Besitzverhältnisse anhand der Grundbücher geklärt. Li-

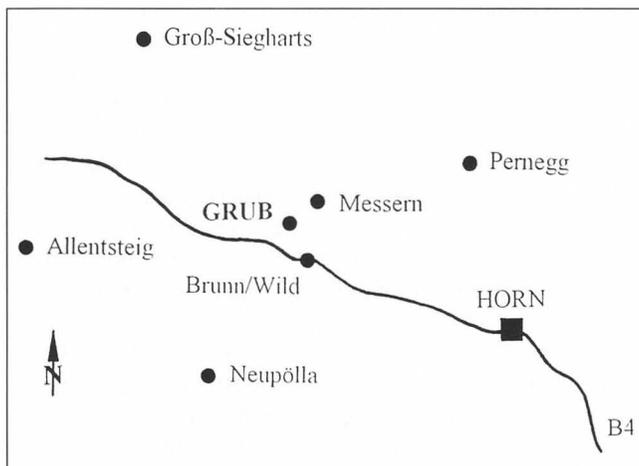


Abb. 1: Geographische Lage des Ortes Grub.

²⁾ Es bestand eine reelle Möglichkeit, daß diese in das NÖ Landesarchiv – Außenstelle in Bad Pirawarth abgeliefert wurden. Leider war die Nachsuche negativ.

teraturangaben ergänzen unsere gesammelten Daten. Speziell für das Waldviertel gibt es nur wenig Literatur mit Hinweisen zur Kalkbrennerei, besonders hilfreich ist hierbei zum Teil die geologische Fachliteratur.

Oral History als Methode hat Vorteile und Nachteile

Das größte Problem: Unsere Informanten und Informantinnen sind heute zwischen 60 und 90 Jahre alt und schildern ihren vierzig bis fünfzig Jahre zurückliegenden Arbeitsplatz. Im allgemeinen erinnern sich alle noch sehr gut an die damaligen Zeiten. Sie werden von den meisten als schwierig und hart beschrieben, die Arbeit im Gruber Werk wird realistisch und in keiner Weise geschönt geschildert. Details wie Löhne, Kosten, Arbeitszeiten, Mengenangaben oder Jahreszahlen bereiten den meisten unserer Interviewpartner Schwierigkeiten. Die Aussagen sind zum Teil widersprüchlich, und nicht in jedem Fall gelang es, sie durch Vergleiche mit anderen Quellen richtigzustellen. Manchmal blieben wir auf Vermutungen angewiesen, und wir haben diese Unsicherheiten sprachlich auch in den Text einfließen lassen. Was wir machen konnten, ist eben nur eine möglichst genaue Rekonstruktion einer bestimmten, lange zurückliegenden Zeit, deren Zeugen uns ihr Wissen übermittelten.

Diese Quellenlage sollte bei der Lektüre des Artikels immer im Auge behalten werden.

Geologischer Background des Kalkbrennens

Das Waldviertel ist, geologisch gesehen, ein Teil der Böhmisches Masse, eines sehr alten, großteils eingeebneten, europäischen Gebirges, das sich in der Zeit vor 350 bis 310 Millionen Jahren, in der sogenannten „variszischen Ära“, gebildet hat. Untergliedert wird es im Waldviertel in zwei Groseinheiten: Moldanubikum und Moravikum. Siehe dazu auch das 1. Heft des Jahrgangs 1996 dieser Zeitschrift³⁾, das die Geologie des Waldviertels zum Thema hat.

Im Zuge dieser Gebirgsbildung wurden manche Bereiche der ursprünglichen Erdoberfläche in tiefere Erdkrustenbereiche hinabgedrückt, wo sie unter hohem Druck und hoher Temperatur umgewandelt wurden (Metamorphose). Kalke wandelten sich so zu Marmoren, tonhaltige Kalke und Mergel zu Kalkschiefern um. Diese Karbonatgesteine sind im Waldviertel jedoch nicht gleichmäßig verteilt. Während sie in der westlichen Hälfte mit wenigen Ausnahmen fehlen, bilden sie im östlichen Teil – etwa ab der Linie Ybbs/Donau – Pöggstall – Kottes – Krumau – Neupölla – Dietmannsdorf/Wild – Japons – Eibenstein und darüber hinaus – in einer bis zu 15 km breiten Zone sehr häufig schmale und langgezogene Einlagerungen in den vorherrschenden Paragneisen, manchmal auch in den Amphiboliten. Diese Züge können sich über viele Kilometer erstrecken, sind aber oft nur wenige Meter, selten mehr als 100 Meter breit. Diese geologische Einheit wird ob ihrer Gesteinsvielfalt „Bunte Serie“ genannt und ist Teil der Drosendorfer Einheit des Moldanubikums.⁴⁾ Zu ihr ist auch das hier zu besprechende Vorkommen von Grub zu rechnen.

³⁾ Fritz Friedrich Steininger (Hg.), Erdgeschichte des Waldviertels. In: Wv 45 (1996) S. 1-160. Die Erdgeschichte ist auch als Band 38 in der Schriftenreihe des WHB erschienen.

⁴⁾ Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß zum Kalkbrennen nicht nur die moldanubischen Marmore, sondern auch die „Pernegger Marmore“ des Moravikums verwendet wurden.

Das Marmorvorkommen von Grub

Der Marmorkörper von Grub ist aufgrund seiner relativ flachen Lagerung – er ist im Hauptbruch nur etwa 20° nach Südosten geneigt – flächenmäßig eines der größten Vorkommen im Waldviertel. Er ist in Gneise eingelagert und besitzt eine Mächtigkeit von 30 bis 35 Metern. An drei verschiedenen Stellen wurde er abgebaut (siehe Abb. 2).

Westlich des Ortes, im Tal der Taffa, befinden sich die beiden Steinbrüche, die das Material zum Kalkbrennen geliefert haben. Der Hauptbruch nimmt etwa eine Fläche von 150 mal 40 Meter ein und ist stellenweise über 30 Meter ab Talboden hoch. Er liegt am Südufer, 200 Meter WNW der Ruine Grub, in der Flur „Lißenfeld“. Der zweite mißt nur 60 mal 15 Meter, ist aber mit über 20 Metern fast ebenso hoch. Er liegt etwas weiter talaufwärts und befindet sich am nordseitigen Ufer, 350 Meter westlich der Ruine Grub.

Am Ausgang des Reutgrabens (150 Meter östlich der Ruine Grub) befindet sich ein dritter, bereits stark verwachsener Steinbruch. Er ist nur etwa 20 Meter lang und 6 Meter hoch, zeigt aber wunderschön gebänderte Marmore mit eingeschalteten Amphibolitbändern. Über seine Geschichte ist wenig bekannt.

Der Marmor von Grub ist mittel- bis grobkörnig ausgebildet, d. h. die einzelnen Calcitkörner sind im Schnitt etwa 2 bis 5 mm groß. Außer dem Hauptmineral Calcit können noch Dolomit und Tremolit (in kurzprismatischen, meist grau gefärbten Kristallen) häufiger vorkommen. Pyrit ist fast immer in geringen Mengen enthalten. Stellenweise kann auch noch Phlogopit, eine Glimmervarietät, hinzutreten. Graphit ist stets als grau färbendes Pigment vorhanden. Dadurch, daß er nicht gleichmäßig verteilt ist, sondern lagenweise auftritt, verleiht er dem Marmor eine aparte Bänderung oder Streifung von weiß bis grau.

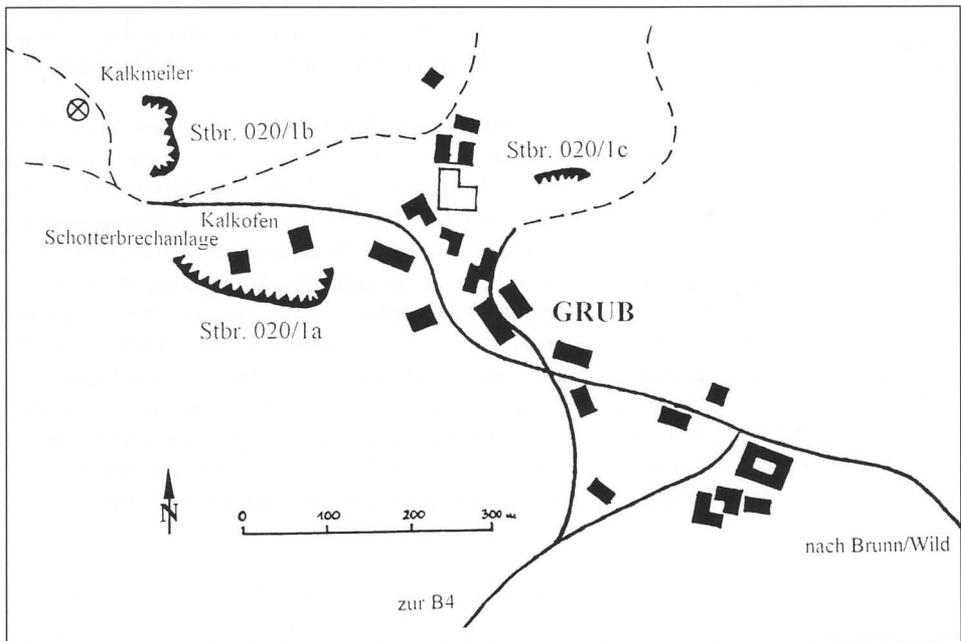


Abb. 2: Lageskizze der nachgewiesenen Steinbrüche und Kalköfen um Grub.

Unter dem Gesichtspunkt des Kalkbrennens ist der Gruber Marmor größtenteils arm an störenden Beimengungen, wie z. B. Silikaten. Die Minerale Pyrit und Graphit stören beim Brennvorgang nicht. Graphit (reiner Kohlenstoff) kann als CO₂ entweichen. Pyrit (FeS₂) wird zu Schwefeldioxid, das ebenfalls abrauchen kann, und zu Eisenoxid geröstet, das in dieser geringen Menge den Abbindevorgang beim Kalklöschten und der folgenden Verwendung nicht weiter beeinflusst.

Die Kalkbrennerei in Grub im Spiegel der Literatur

Daß die Kalkbrennerei in der Region nicht erst mit der Errichtung des Eisenofens im Jahre 1929 (siehe unten) begonnen hat, wird uns durch einige historische Daten belegt. 1593 besitzt die Herrschaft Wildberg einen Kalkofen.⁵⁾ 1823 erwähnt J. A. F. Reil⁶⁾ am 13. Tag seiner Reise durch das Waldviertel einen großen herrschaftlichen Kalksteinbruch bei Grub („die Taffa hinauf“).

Schweickhardt von Sickingen, wohl eine der besten regionalhistorischen Quellen für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, zählt im letzten Band seiner Schilderung des Viertels ober dem Manhartsberg⁷⁾ alleine für die Herrschaft Wildberg sieben Kalköfen mit eigenen dazugehörigen Steinbrüchen auf, ohne allerdings Grub in direkten Zusammenhang mit einem Kalkofen zu bringen. Daß zumindest ein Ofen bei Grub existiert hat, ist unseres Erachtens aber sehr wahrscheinlich.

Holger erwähnt 1852⁸⁾ zwar im Text (Kapitel über den „Urkalk“, S. 27 ff.) den Ort Grub nicht, doch auf der zugehörigen Geognostischen Karte aus dem Jahre 1851⁹⁾ ist das Vorkommen eingezeichnet. In einer „Statistischen Uebersicht der wichtigsten Produktionszweige [...]“ aus dem Jahre 1855 wird auf Seite 553 wieder Messern in Verbindung mit Kalkbrennerei erwähnt.¹⁰⁾

Rauscher¹¹⁾ beschreibt 1929 eine Marmor- und Kalkgewerkschaft im Besitz des Josef de Riz. Bei Rad¹²⁾ 1938 wird dieselbe Firma nochmals angeführt. Im Verzeichnis der

⁵⁾ Alois Plessner, Zur Kirchengeschichte des Waldviertels vor 1627. In: Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt, Bd. 12 (1939) S. 652.

Heinrich Rauscher, Die Industrie des Waldviertels. In: Eduard Stepan (Hg.), Das Waldviertel, Bd. 6 (Wien 1929) S. 102.

Gustav Otruba, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Niederösterreichs von der industriellen Revolution bis zur Gegenwart. Teil III. Industrietopographie Niederösterreichs vom Zeitalter des Merkantilismus bis zum ersten Weltkrieg. In: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Niederösterreich (Hg.), Der Niederösterreichische Arbeiter. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsstruktur Niederösterreichs in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 5 (Wien 1956), S. 28.

⁶⁾ Johann Anton Friedrich Reil, Der Wanderer im Waldviertel. Ein Tagebuch für Freunde österr. Gegenden (Brünn 1823) S. 159.

⁷⁾ Franz Xaver Joseph Schweickhardt, Freiherr von Sickingen, Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, etc. Viertel Ober-Manhartsberg, Bd. 6 (Wien 1841) S. 304.

⁸⁾ Philipp Aloys Ritter von Holger, Geognostische Karte des Kreises ob dem Manhartsberge in Oesterreich unter der Ens, nebst einer kurzen Beschreibung der daselbst vorkommenden Felsarten (Wien 1842).

⁹⁾ Holger, Geognostische Karte (wie Anm. 8). Zu dieser Karte schreibt er auf S. 28: „Auf der Karte sind nur jene Kalkbrüche angegeben, die ich selbst gesehen habe, oder deren Existenz ich nach verlässlichen Nachrichten nicht bezweifeln kann.“

¹⁰⁾ NÖ Handels- und Gewerbekammer (Hg.), Statistische Uebersicht der wichtigsten Productionszweige in Oesterreich unter der Enns (Wien 1855) S. 553.

¹¹⁾ Rauscher, Industrie des Waldviertels (wie Anm. 5).

¹²⁾ Eduard Rad, Standorte der Industrie im Waldviertel (Diss. Hochsch. f. Welthandel, Wien 1938), S. 70.



Abb. 3: Kalkmeiler aus dem 18. oder frühen 19. Jahrhundert. Es handelt sich dabei um den Typus eines Grubenmeilers, der möglicherweise ursprünglich innen ausgemauert war. Der Durchmesser zwischen den oberen Kegelrändern beträgt etwa drei Meter.

(Aufnahme: A. Thinschmidt 1998)

Industrien Niederösterreichs für das Jahr 1938¹³⁾ wird allerdings bereits das Marmor- und Kalkwerk Grub unter dem neuen Besitzer Dr. Cudi Birtek angeführt. Ein aufrechtes Marmor- und Kalkwerk wird ein letztes Mal 1950 bei Poncza¹⁴⁾ erwähnt. 1964 wird der Steinbruch in einer Aufstellung der Steinbrüche der Landesbaudirektion Niederösterreich¹⁵⁾ aufgeführt. Demnach haben die nunmehrigen Betreiber Rupert Witopil & Alfred Zidloch die Schottererzeugung gesteigert, der Kalkofen ist stillgelegt.

Auch wenn in der gesichteten Literatur der Name Grub bis auf wenige Ausnahmen nicht dezidiert in Zusammenhang mit der Kalkbrennerei genannt wird, so existierte westlich des Ortes mit Sicherheit schon zuvor ein Steinbruch für die Kalkbrennerei. Denn wenig südwestlich des weiter hinten im Tal gelegenen Steinbruches – er wird von Johann Radler, von ihm wird später noch die Rede sein, im Jahre 1961 neu angefahren – wurden die Reste eines Kalkmeilers älterer Bauart gefunden (siehe Abb. 3). Er bezeugt ebenfalls die lange Geschichte des Kalkbrennens an diesem Ort.

¹³⁾ Andreas Kusternig (Hg.), Beiträge über die Krise der Industrie Niederösterreichs zwischen den beiden Weltkriegen. In: Studien und Forschungen des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde, Bd. 7 (1985) S. 212.

¹⁴⁾ Gustav Poncza, Die Baustoffwirtschaft in der Schweiz und in Oesterreich. Mit einem Anhang: Verzeichnis der gegenwaertig in Betrieb befindlichen Unternehmungen der Naturstein-, Kalk-, Gips-, Ziegel- und Zementindustrie (Diss. Hochschule für Welthandel, Wien 1950), S. 111.

¹⁵⁾ Amt der NÖ Landesregierung (Hg.), Verzeichnis der Steinbrüche und anderer Betriebe, welche Material für Straßenbau, wie Schotter, Splitt, Unterbau-, Pflaster- und Randsteine etc. erzeugen (Unveröff. Manuskript, Wien 1964), Bl. 18.

Die Kalkbrennerei in Grub im Spiegel amtlicher Quellen

Deutsche Steinbruchkartei bzw. Steinbruchkartei der Geologischen Bundesanstalt

Im Jahre 1938 wurde nach dem Anschluß an das „Deutsche Reich“ sofort mit einer landesweiten Erhebung der Rohstoffvorkommen begonnen. An sämtliche Gemeinden wurden Fragebögen versandt, mit der Aufforderung, die vorhandenen Steinbrüche, Sand- und Schottergruben u. ä. zu nennen sowie ihren derzeitigen Status (Betreiber, Erzeugnisse, Produktionsmengen etc.) anzugeben. Zuständig war und ist die Geologische Bundesanstalt in Wien, wobei die Aktenarchivierung und -aktualisierung der Rohstoffabteilung obliegt. Insgesamt gibt es neben den aktuellen Datenblättern unter der Bezeichnung ÖK 020/1a und ÖK 020/1b für die beiden existierenden Steinbrüche im Taffatal (im Jahr 1997 zuletzt aktualisiert) drei ältere Blätter aus den Jahren 1938, 1939 und 1947, deren Daten in nebenstehender Tabelle zusammengefaßt werden.¹⁶⁾

Gewerbekartei der Bezirkshauptmannschaft Horn

Wertvolle Hinweise fanden wir in der Gewerbekartei der BH Horn. Diese Kartei dient der Erfassung aller Gewerbebetriebe, unter anderem auch solcher, die der Gewinnung und Verarbeitung von geogenen Rohstoffen dienen, sofern sie nicht im Berggesetz geregelt sind. Erfasst werden hier u. a. Tonlagerstätten (z. B. Ziegeleien), Sand- und Schottergruben, Steinbrüche und auch Kalkbrennereien. Sie alle waren die meiste Zeit sogenannte „freie Gewerbe“, d. h. Gewerbe, die im Prinzip von jeder Person ausgeübt werden konnten und keiner besonderen Befähigung oder Konzession (wie im Falle der gebundenen bzw. konzessionierten Gewerbe) bedurften.

Bis in die 20er-/30er-Jahre dieses Jahrhunderts wurden zur Erfassung der erteilten Gewerbeberechtigungen sogenannte Protokollbücher angelegt. Danach wurde auf das praktischere Karteikartensystem umgestellt, die Protokollbücher wurden jedoch gleichzeitig auslaufend weitergeführt. Leider sind diese Bücher, die im Regelfall bis ins Jahr 1860 zurückreichen, nicht mehr aufzufinden, sodaß wir allein auf die Karteikarten angewiesen sind.

STAMMDATEN- BLATT 4555/4	INHABER	BETREIBER PÄCHTER	STANDORT	ANZAHL DER ARBEITER	PRODUKTION	SONSTIGES
Fragebogen eingelangt am 25. 10. 38	Dr. Cudi BIRTEK (Marmor- und Kalk- Werk Grub)	dieselbe	Pz. 62, 63, 64 *	50 (Juli 38) 20 (Oktober 38)	bis 1,2 Waggon Brennkalk und 40 m ³ Schotter pro Tag	Geschäftsführer: Wilhelm Bolschwing * Angaben fraglich
Fragebogen eingelangt am 1. 11. 39	Dr. Cudi BIRTEK	VIANOVA Straßenbau AG	keine Angaben	20 (Oktober 39)	100-120 m ³ Schotter und Splitt pro Tag	
Fragebogen eingelangt am 17. 7. 47	Dr. Cudi BIRTEK	Baumeister Fr. BISCHOFF's Witwe	Pz. 97/2 + 3, 98/2, 101/2, 211/2	80 (39-42) 12 (Juli 47)	150 Tonnen Kalk pro Monat und ca. 30 m ³ Schotter pro Tag	Bevollmächtigter Vertreter des Cudi Birtek: Hans Leissner, Wien III

Tabelle 1: Übersicht über die Daten aus der Steinbruchkartei der Geologischen Bundesanstalt in Wien.

¹⁶⁾ Diese Datenblätter gelten nur für den Hauptbruch (Nr. ÖK 20/1a), da der weiter hinten im Tal gelegene Steinbruch erst 1961 eröffnet wurde.

GEWERBEINHABER	ART DES GEWERBES	STANDORT (KG Grub, falls nicht anders angegeben)	DAUER DES GEWERBES	ANMERKUNGEN
<u>DE RIZ Josef</u> , * 1867 Unter-Thumeritz 51	Kalkbrennergewerbe	Pz. 97, 98, 101, 212*	6.8.29-5.6.34	* 1934 in Pz. 102 umbenannt
<u>DE RIZ Karl</u> , * 1889 Grub 12	Kalkbrennergewerbe Steinbrechergewerbe	Pz. 97, 98, 101, 102 Pz. 97, 98, 101, 102	19.4.34-11.1.38 19.4.34-12.1.38	
<u>BIRTEK Cudi Dr.</u> , * 1892 Istanbul miser appartimani 20, Bejoglu	Kalkbrennergewerbe Steinbrechergewerbe	Pz. 97, 98, 101, 102 Pz. 97, 98, 101, 102	6.1.38-10.10.39 6.1.38-10.10.39	Geschäftsführer: <u>Wilhelm Bolschwing</u> Geschäftsführer: <u>Wilhelm Bolschwing</u>
<u>MARMOR- u. KALKWERK</u> <u>GRUB Dr. Cudi Birtek</u> Wien I, Kärntner Straße 4	Kalkbrennergewerbe	Pz. 97, 98, 101, 102	23.8.39-12.12.57	Geschäftsführer: <u>Heinrich Zucknick</u> (bis 1941) <u>Hans Leissner</u> (ab 1941) Verpachtung an: <u>VIANOVA BAU AG</u> , Wien IV, ab 1939 (am 7.2.42 zur Kenntnis genommen); verantwortlicher Leiter: DI Hans Purkhauser <u>CERNY Friedrich</u> , Grub, ab 1949 (am 25.8. zur Kenntnis genommen) <u>KRAUS Johann</u> , Wien III, ab 1.1.55 Geschäftsführer: siehe oben Verpachtung: siehe oben
<u>RADLER Johann</u> , * 1892 Horn, Puechhatmgasse 3	Steinbrechergewerbe	Pz. 97, 98, 101, 102	23.8.39-12.12.57	Betriebsanlage in Grub am 9.9.59 genehmigt
<u>ZIDLOCH Alfred</u> , * 1928 Messern 91 (vorher 77)	Steinbrechergewerbe	Pz. 97/2 + 3, 98/2, 101/7, 102/2, 184, 211/2 ab 9.3.59 Pz. 265, 267/1 ab 20.6.61	9.3.59-19.11.64 ruhend ab 3.1.62	Steinbruchbetriebsanlage in Pz. 265, 267/1 am 6.9.1961; in Pz. 97/2 + 3, 98/2, 101/7, 102/2, 211/2 am 9.9.1959 genehmigt (siehe Radler)
<u>LEITNER Heinrich</u> , * 1869 Grub 5	Kalkhandels-gewerbe	Grub 5	23.4.30-6.3.33	
<u>WITOPIL Rupert</u> , * 1902 Goslar 15	Handel mit gebranntem Kalk im Umherziehen Baumaterialienhandel	Goslar 15 Goslar 15	24.3.26-13.4.65 30.3.53-13.4.65	

Tabelle 2: Übersicht über die Daten der Gewerkekartei der Bezirkshauptmannschaft Horn.

Erste, für den Ort Grub relevante, Daten erhalten wir aus dem Jahr 1929. In nebenstehender Tabelle sind die wichtigsten Daten zusammengefaßt.

Grundbuch der Bezirkshauptmannschaft Horn

Um die Besitzverhältnisse der Liegenschaften um die Steinbrüche sowie des Kalkofens zu klären, nahmen wir auch Einblick in das Grundbuch der Katastralgemeinde Grub/Bezirksgericht Horn. Unter der Einlagezahl 62 sind heute die meisten Grundstücke zu finden, auf denen sich das Steinbruchgelände und die Werksanlagen befanden. Die unterschiedlichen Besitzer wurden teilweise bis 1850 zurückverfolgt, allerdings sind sie für unser Thema erst ab 1929 von Bedeutung. In nachstehender Tabelle werden nur jene Eigentümer angeführt, die mit dem Kalk- bzw. Schotterwerk in direktem Bezug stehen. Aus Gründen der Übersicht wird hier auf etwaige Grundstücksteilungen oder -zusammenlegungen, sowie Zu- und Abschreibungen zu anderen Einlagezahlen nicht eingegangen. Auch Änderungen der Flächenwidmung der Parzellen – z. B. wurde die Nutzungsart der meisten erst in der Spätphase oder gar nach Auslaufen des Betriebes in Steinbruch umbenannt – bleiben hier unerwähnt.

bis 1930	diverse Eigentümer	
29. 3. 30 bis 18. 4. 34	Josef & Maria DE RIZ	Kaufvertrag vom 29. 1. 29
18. 4. 34 bis 26. 10. 37	Karl DE RIZ	Kauf- und Übergabevertrag vom 12. 4. 34
26. 10. 37 bis 3. 2. 60	Dr.Cudi BIRTEK	Kaufvertrag vom 20. 10. 37
3. 2. 60 bis 13. 11. 62	Rupert WITOPIL	Kaufverträge vom 26. 9. 58 und 10. 1. 59
13. 11. 62 bis 28. 9. 89	Alfred ZIDLOCH sen.	Kaufvertrag vom 25. 7. 62
28. 9. 89 bis heute	Alfred ZIDLOCH jun.	Übergabevertrag vom 29. 3. 88

Tabelle 3: Übersicht über die Daten aus dem Grundbuch der Katastralgemeinde Grub/Bezirksgericht Horn.

Chronologie anhand der amtlichen Quellen

Im folgenden wird der Versuch unternommen, die Daten aus den oben geschilderten behördlichen Quellen und auch jene aus der publizierten Literatur miteinander in Beziehung zu bringen und in eine chronologische Reihenfolge zu stellen, um so ein sicheres Grundgerüst für die aus den Interviews erhaltenen Fakten zu erhalten. Aus welcher Quelle die Angaben jeweils stammen, ist aus den Tabellen 1 bis 4 zu entnehmen.

Der 1867 in Bolcenigo (Bezirk Sacile/Italien) geborene Josef de Riz erwirbt gemeinsam mit seiner Frau Maria im Jänner 1929 die Liegenschaft westlich des Ortes im Tal des Taffabaches. Die Parzellen führen die Nummern 97, 98, 101, 212 KG Grub, sie liegen südlich der Taffa. Auf Parzelle 97 errichtet er daraufhin einen Eisenofen und meldet im August desselben Jahres das Kalkbrennergewerbe bei der BH Horn an, das er bis zur Übernahme durch seinen Sohn im Jahre 1934 ausübt. Die „Marmor- und Kalkgewerkschaft“ schafft 1929 mit 12 Arbeitern eine Produktion von 8 bis 12 Zentnern Kalk pro Tag.¹⁷⁾ Sein Sohn Karl de Riz übernimmt im April 1934 die Liegenschaft seiner Eltern und setzt auch das Kalkbrennen bis zum Jahre 1938 fort, wobei das Gewerbe schon zu Jahresbeginn gelöscht wurde, d. h. er in diesem Jahr nicht mehr gebrannt hat.

¹⁷⁾ Rauscher, Industrie des Waldviertels (wie Anm. 5).

Im Oktober 1937 geht das Gelände in das Eigentum des gebürtigen Türken Dr. Cudi Birtek, wohnhaft in Istanbul, über. Er errichtet neben dem Eisenofen den gemauerten Schachtofen und meldet im Jänner 1938 das Kalkbrenner- und das Steinbrechergewerbe bei der Gewerbebehörde an. Der „modern ausgestattete“ Betrieb erzeugt mit 6 bis 8 Arbeitern rund 6 Zentner Kalk pro Tag – er wird als Hauptlieferant für das gesamte Waldviertel bezeichnet.¹⁸⁾ Zum Unterschied dazu werden an anderer Stelle¹⁹⁾ für das Jahr 1938 schon 33 Beschäftigte angeführt. Technischer Betriebsleiter ist damals Wilhelm Bolschwing, Obstl. d. R. Die erwähnten Angaben decken sich auch weitgehend mit einem Datenblatt der Deutschen Steinbruchkartei aus dem Jahre 1938. Die Produktion beträgt täglich 1,2 Waggon gebrannten Kalkes. Birtek liefert den Angaben zufolge auch größere Mengen an Beton- und Straßenschotter (40 m³ pro Tag), u. a. an die Firma Straßenbau Schallinger & Co. und die Arbeitsgemeinschaft Josef Staudigl in Neunzen. Beschäftigt sind im Juli 1938 50 Arbeiter, im Oktober desselben Jahres nur noch 20 Arbeiter.

Im Oktober des Jahres 1939 wird dieser Gewerbeschein wieder gelöscht, dafür tritt Birtek nun als Inhaber der Firma Marmor- und Kalkwerk Grub mit Sitz in Wien I, Kärtnerstraße 4 in Erscheinung. Unter diesem Namen bleibt das Kalkbrennereigewerbe von August 1939 bis Ende 1957 aufrecht, es wird in diesem Zeitraum jedoch mehrmals verpachtet. Als Geschäftsführer war vorerst der Berliner Heinrich Zucknick tätig, der im Jahr 1941 von Hans Leissner abgelöst wird.

Erste Pächterin/Betreiberin ist die Firma Vianova Straßenbau AG in Wien IV, Argentinierstraße 2. Verantwortlicher Leiter im Werk war DI Hans Purkhauer. Von der Gewerbebehörde wird die Verpachtung erst am 7. 2. 1942 zur Kenntnis genommen und am Gewerbeschein vermerkt. Die Schotterproduktion beträgt im Jahre 1939 ca. 30 m³/Tag bei einer Belegschaft von 20 Arbeitern, in den Jahren bis 1942 erhöht sich die Produktion auf 100-120 m³/Tag bei einer Belegschaft von 80 Arbeitern. Der Steinbruch wird während der Kriegsjahre ausschließlich dazu benutzt, Material für den Ausbau des TÜPL Allentsteig (damals Döllersheim) zu liefern (wie einige andere Steinbrüche der Umgebung auch).

Das Pachtverhältnis geht im Jahre 1942 an die Firma Baumeister Ing. Franz Bischoff's Witwe in Wien XIX, Döblinger Hauptstraße 66 über. Bevollmächtigter Vertreter des Besitzers Birtek ist weiterhin Hans Leissner (zumindest für das Jahr 1947 belegt). Als technische Ausstattung wird ein Schachtofen angeführt, der im 24-Stundenbetrieb 10-12 Tonnen Kalk erzeugt. Die Produktion beträgt in diesem Jahr durchschnittlich 150 Tonnen Kalk im Monat. Obwohl der Schotterbrecher als demontiert geführt wird, werden als Erzeugnisse Bruchsteine und Straßen- und Erhaltungsschotter im Ausmaß von 30 m³ pro Monat angegeben. Befremdlich ist die Tatsache, daß die Verpachtung nicht auf dem Gewerbeschein vermerkt wurde. Die Verbindung zwischen den Firmen Vianova und Bischoff ist bislang unklar.

Im August 1949 nimmt die BH Horn die Verpachtung an Friedrich Cerny in Grub zur Kenntnis. Die Lösung dieses Pachtverhältnisses geschieht mit Jahresende 1954, zugunsten von Johann Kraus, Architekt und Baumeister in Grub (mit Wohnadresse in Wien III), der mit Jahresanfang 1955 als Pächter aufscheint. Im Dezember 1957 wird die

¹⁸⁾ Rad, Standorte der Industrie (wie Anm. 12).

¹⁹⁾ Kusternig, Beiträge über die Krise (wie Anm. 13).

Gewerbeberechtigung des Marmor- und Kalkwerkes gelöscht und damit auch das Pachtverhältnis von Johann Kraus.

Über ein Jahr lang scheint der Steinbruch stillzuliegen. Denn erst im März 1959 wird auf diesem Standort ein weiterer Gewerbebeschein ausgestellt. Inhaber desselben ist Johann Radler aus Horn. Die Genehmigung beschränkt sich allerdings nur auf das Steinbrechergewerbe. Die Hauptgewinnungsstätte des Betriebes befindet sich in Winkl (KG Röhrenbach, Bezirk Horn). Die Betriebsanlage – wahrscheinlich handelt es sich dabei um eine neue Schotterbrechanlage – wird ein halbes Jahr darauf genehmigt. Der Steinbruch auf den Parzellen 97/2+3, 98/2, 101/7 (wahrscheinlich falsche Teilungsnummer, sollte vermutlich 101/1 heißen), 102/2 und 211/2 wird in westlicher Richtung auf die anschließende Parzelle 184 ausgedehnt. Im Juni 1961 wird der Abbau auch auf das nördliche Taffauer ausgeweitet, da zwei weitere Parzellen (165 und 167/1) in die Genehmigung miteinbezogen wurden. Im November 1964 wird der Gewerbebeschein wieder gelöscht, nachdem der Betrieb bereits Ende Jänner 1962 ruhend gemeldet worden war.

Die Liegenschaft um den Kalkofen und die Steinbrüche südlich der Taffa werden von Radler aber nicht im Eigentum erworben, sondern von Rupert Witopil aus Messern. Es handelt sich um die Parzellen 97/2+3+4, 98/2, 101/1+2 und 211/2. Parzelle 184 wechselt nicht ihren Eigentümer, ebensowenig wie die nördlich der Taffa gelegenen Grundstücke, die zum Teil der Gemeinde Grub (später Agrargemeinschaft Grub) und dem Gut Wildberg gehören.

Witopil verkauft seine Grundstücke im Juli 1962 an seinen Neffen Alfred Zidloch sen. aus Messern, der seit März 1962 das Steinbrechergewerbe ausübt. Auch für ihn sind die beiden Steinbrüche nur weitere Betriebsstätten, die Hauptgewinnungsstätte befindet sich in der benachbarten KG Messern. Nach dem Erlöschen der Berechtigung Ende 1977 finden sich in der Gewerbekartei keine weiteren Eintragungen. Der Besitz wird im März 1988 an den Sohn Alfred Zidloch jun. übergeben.

Abb. 4:
Blick von
Westen
auf den
gemauerten
Schachtofen
mit Werks-
halle, auf-
genommen
Anfang der
fünfziger
Jahre. Im
Hintergrund
die Ruine
Grub.
(Privatbesitz:
A. Zidloch,
Messern)

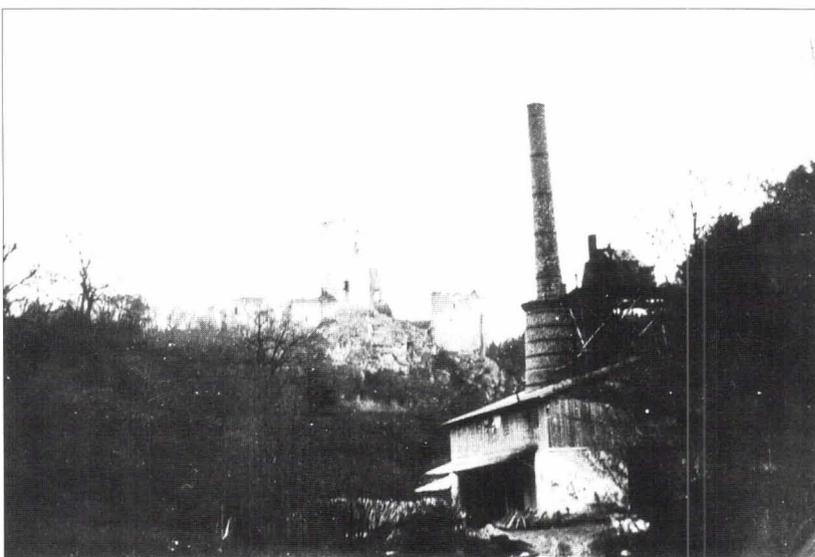


Abb. 5
ist das
Titelbild.

Abschließend sei eine chronologische Übersichtsdarstellung beigefügt:

GEWERBEINHABER	GEWERBEART	DAUER	PÄCHTER	DAUER	GRUNDSTÜCKSEIGNER
DE RIZ Josef	Kalkbrennergewerbe	6. 8. 29 - 5. 6. 34	-	29. 3. 30 - 18. 4. 34	DE RIZ Josef & Maria
DE RIZ Karl	Kalkbrenner- und Steinbrechergewerbe	19. 4. 34 - 12. 1. 38	-	18. 4. 34 - 26. 10. 37	DE RIZ Karl
BIRTEK Cudi Dr.	Kalkbrenner- und Steinbrechergewerbe	6. 1. 38 - 10. 10. 39	-	26. 10. 37 - 3. 2. 60	BIRTEK Cudi Dr.
MARMOR- und KALKWERK GRUB 23. 8. 39 - 12. 12. 57	Kalkbrenner- und Steinbrechergewerbe	1939-1942 1942 - 1949 1949 - 31. 12. 54 1. 1. 55 - 12. 12. 57	VIANOVA Bau AG Fa. Ing. Franz BISCHOFF's Wtw. CERNY Friedrich KRAUS Johann		
keine Gewerbeberechtigung ausgestellt		12. 12. 57 - 9. 3. 59	-		
RADLER Johann	Steinbrechergewerbe	9. 3. 59 - 19. 11. 64 Nichtbetrieb ab 31. 1. 62	-	3. 2. 60 - 13. 11. 62	WITOPIL Rupert (Pz. 97/2 + 3. 98/2, 101/1 + 2, 211/2) RADLER Hans & WITOPIL Rupert (Pz. 102/2) GEMEINDE GRUB (Pz. 265) GUT WILDBERG (Pz. 167/1)
ZIDLOCH Alfred sen.	Steinbrechergewerbe	24. 3. 62 - 31. 12. 77	-	13. 11. 62 - 28. 9. 89	ZIDLOCH Alfred sen. (Pz. 97/2 + 3. 98/2, 101/1 + 2, 211/2) RADLER Hans & ZIDLOCH Alfred sen. (Pz. 102/2) GEMEINDE GRUB (Pz. 265) bis 1964 AGRARGEMEINSCHAFT GRUB (Pz. 265) ab 1964 GUT WILDBERG (Pz. 167/1)
keine Gewerbeberechtigung ausgestellt				28. 9. 89 - heute	ZIDLOCH Alfred jun. (Pz. 97/2 + 3 + 4, 98/2, 101/1 + 2, 211/2) RADLER Hans & ZIDLOCH Alfred jun. (Pz. 102/2) Rest siehe oben

Tabelle 4: Zusammenfassende Darstellung sämtlicher aus amtlichen Quellen erhobenen Daten.

Erzählte Geschichte der Kalkbrennerei in Grub

Der Gruber Schachtofen war nicht der einzige industrielle Kalkofen im Bezirk Horn. Andere Betriebe waren schon stillgelegt, als Grub in Betrieb ging. Alle vier unten genannten – Brunn/Wild, Unter-Thumeritz, Unter-Thürnau und Grub – lösten einander gewissermaßen ab und lassen somit eine gewisse Kontinuität der industriellen Kalkbrennerei im Gebiet erkennen.

Als erstes in der Reihe steht das 1880 errichtete Brunner Kalk- und Schotterwerk.²⁰⁾ Im Jahr 1882 erscheint im „Boten aus dem Waldviertel“⁽²¹⁾ eine Anzeige der Gebrüder Gamerith, in der sie für ihren Kalk von „vorzüglicher Güte und besonderer Ausgiebigkeit“ Werbung machen. Ab 1913 gab es neue Eigentümer: J. & C. Steinschneider, eine jüdische Familie, deren Besitz in Brunn/Wild 1938 von den Nationalsozialisten enteignet wurde. Die Gewerbeberechtigungen für die Kalkbrennerei und den Betrieb eines Steinbruches beginnen im März 1913 und wurden im Mai 1931 gelöscht. Diese Daten täuschen ein wenig, denn zumindest für die Kalkbrennerei dürfte die Ausübung des Gewerbes schon in den frühen Zwanzigerjahren ein Ende gefunden haben. Eine genauere Darstellung des Brunner Kalk- und Schotterwerkes ist in Vorbereitung und wird demnächst in ähnlicher Form wie diese Arbeit vorgestellt werden.

Nach dem Ende in Brunn/Wild war der Ofen in Unter-Thumeritz in der Gemeinde Japons der bedeutendste im Gebiet. Er ist als einziger Schachtofen älterer Bauart im Waldviertel heute noch weitgehend erhalten und wurde schon im Jahr 1904 von den Gebrüdern Reinagl erbaut. Einer der Brüder verunglückte 1914 beim Kalkausliefern tödlich, und nach Unstimmigkeiten innerhalb der Familie verkauften die Brüder den Ofen an Karl de Riz. Eine auf seinen Namen ausgestellte Gewerbeberechtigung für den bestehenden Schachtofen existiert aber aufgrund der Tatsache, daß die Gewerbebücher für diesen Zeitraum fehlen, nicht – wohl aber eine für das Steinbruchgewerbe (ab April 1928). Karl de Riz wird später in Grub wieder auftauchen, er dürfte sich hier in Unter-Thumeritz aber bereits einschlägig betätigt haben. Ob es stimmt, daß er „ein Hochstapler“ war und „alles verludert hat“⁽²²⁾ oder ob andere Gründe ihn zum Verkauf bewegten, wird in nächster Zeit noch geklärt werden. Auf jeden Fall kaufte 1926 Ernst Hoyos-Sprinzenstein den Ofen und übte das Kalkbrennergewerbe von 1928 bis 1935 aus. Ob noch bis zum Jahr 1938 oder 1939 gebrannt wurde, wie behauptet wird⁽²³⁾, oder ob die Löschung des Gewebescheines auch das Ende der Kalkerzeugung im Schachtofen bedeutete, ist noch nicht geklärt, die Forschungen werden aber ebenfalls in nächster Zukunft abgeschlossen sein.

Ernst Hoyos-Sprinzenstein besaß im übrigen noch einen zweiten, 1903 von der Herrschaft Drosendorf errichteten, Schachtofen, jenen bei Unter-Thürnau, nahe der tschechischen Grenze. Von diesem waren im Horner Archiv Rechnungsbücher von 1926

²⁰⁾ A. Bachinger, Eine geologische Skizze über Horn und seine Umgebung. In: Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums zu Horn 8 (1880) S. 10.

A. U. Minelli, Brunn an der Wild. Ein Beitrag zur Ortsgeschichte (Horn 1965) S. 8.

A. U. Minelli, Beiträge zur Ortsgeschichte Brunn an der Wild. Fortsetzung, Heimatkundliche Nachrichten. Beilage zum Amtsblatt Horn (1972) Nr. 10, S. 2.

Rauscher, Industrie des Waldviertels (wie Anm. 5) S. 102.

²¹⁾ Beilage in: Der Bote aus dem Waldviertel 5 (1882) Nr. 102.

²²⁾ Interview mit Maria Sigmund und ihrem Schwiegersohn Alois Harasleben am 19. 11. 1996 in Unter-Thumeritz.

bis Mitte der 30er-Jahre aufzufinden (also aus in etwa demselben Zeitraum wie in Unterthumeritz). Leider haben wir aus dieser Zeit keine Gewerbescheine. Der Ofen wird nach dem Krieg von Friedrich Marmorstein wieder in Betrieb genommen (1947 bis 1963).

Ab August 1929 ist Josef de Riz in Grub zu finden, sein Sohn Karl de Riz ab April 1934.²⁴⁾ Josef de Riz erbaute den Eisenofen (siehe Abb. 8), der bis zum Jahr 1937 in Verwendung stand. Cudi Birtek, der das Gelände Ende 1937 kaufte, war Industrieller und hatte sein Geld in mehreren Industriezweigen „in ganz Europa stecken“.²⁵⁾ Auch in Grub investierte er: er ließ den gemauerten Schachtofen erbauen, der schließlich bis zum Jahr 1954 in Betrieb sein sollte. Vorerst war ihm aber nur eine kurze Zeit für die Brennerei gegönnt. Denn während des Krieges wird in Grub kein Kalk gebrannt, die Erzeugung von Schotter florierte allerdings. Tag und Nacht fuhren die LKWs von Grub auf den neugeschaffenen Truppenübungsplatz Allentsteig (damals Döllersheim). Das Gewerbe war in den Kriegsjahren an mehrere Firmen verpachtet (siehe Kapitel über die amtlichen Quellen). Als Vorarbeiter (Verrechner oder in ähnlicher Funktion) der Firma Bischoff dürfte damals Friedrich Cerny, ein Sudetendeutscher, nach Grub gekommen sein.

1949 nahm er den Bruch und den Ofen in Pacht und begann wieder zu brennen und Schotter zu schlagen. Er hatte in der „Stadler-Villa“ in Grub sein Büro. Die meisten unserer Interviewpartner arbeiteten in jener Zeit im Werk, daher sind hier unsere Informationen am dichtesten. Sie beschreiben Cerny mit Worten wie „er war kein Guter“²⁶⁾, er habe die Leute „gedrückt“²⁷⁾ und er sei „mit einem kleinen Kofferl gekommen und mit Millionen gegangen“.²⁸⁾ 1955 wurde Cerny von Johann Kraus mit der Pacht überboten. Der neue Pächter Kraus brannte keinen Kalk mehr und produzierte nur mehr drei Jahre Schotter (1955 bis 1957). Es wird ihm von ehemaligen Mitarbeitern heute nachgesagt, daß er „mit Privatchauffeur und eigenem PKW usw. auf großem Fuße gelebt und geglaubt habe, er könne in Grub reich werden“.²⁹⁾

Im Jahr 1959 verkaufte die Witwe des inzwischen verstorbenen Cudi Birtek das Gelände mit dem Steinbruch und den beiden Öfen um einen anscheinend geringen Preis³⁰⁾ an Rupert Witopil aus Goslarn. Der pensionierte Straßenmeister Johann Radler aus Horn pachtete in der Folge das Gelände. Witopil besaß seit 1926 einen Gewerbeschein für „Handel mit gebranntem Kalk im Umherziehen“ und ab 1953 auch einen für „Handel mit Baumaterialien“. Er war schon vor dem Zweiten Weltkrieg nach Unterthumeritz und nach Grub um Kalk gefahren. Während des Krieges, als im Waldviertel keiner der Schachtofen in Betrieb war, fuhr er mit dem Pferdewagen nach Ungarschitz (das heutige Uherčice), in die von Deutschland besetzte Tschechoslowakei, um Kalk zu holen. Dabei wurde er von Alfred Zidloch, seinem Neffen und späteren Erben, begleitet. Nachdem Cerny nach Kriegsende in Grub wieder zu brennen begonnen hatte, war Witopil einer der ständigen Händler, die mit dem Gruber Kalk fast das ganze nördliche

²³⁾ Interview mit Alfred Zidloch am 6. 11. 1996 in Messern.

²⁴⁾ Gewerbescheine.

²⁵⁾ Alfred Zidloch (wie Anm. 23).

²⁶⁾ Interview mit Franz Fraberger am 31. 10. 1996 in Dappach.

²⁷⁾ Interview mit Ernst Kastner am 24. 10. 1996 in Horn.

²⁸⁾ Franz Fraberger (wie Anm. 26).

²⁹⁾ Alfred Zidloch (wie Anm. 23).

³⁰⁾ Alfred Zidloch (wie Anm. 23): „Der Pelzmantel, mit dem sie (die Witwe) gekommen war, war mehr wert als das, was sie für das Werk bekommen hat.“

Waldviertel versorgten und bis an die oberösterreichische Grenze kamen. Radler erzeugte ab 1959 in Grub Schotter, wobei er 1961 auch weiter hinten im Tal einen neuen Bruch anlegte.

Im Jahr 1962 kaufte/erbte Alfred Zidloch aus Messern von seinem Onkel das Gruber Werksareal. Er versuchte noch einige Jahre zu investieren, der Steinbruchbetrieb rentierte sich aber schließlich nicht mehr. Auf Grund von Schwierigkeiten mit den Behörden und Anrainern wegen der Sprengungen, Schwierigkeiten mit dem Personal und anderer Probleme gab er den regelmäßigen Betrieb auf und ist seit damals nur mehr als Fuhrwerksunternehmer tätig. Sein Unternehmen in Messern besteht heute noch, und auch der Steinbruch ist noch als Bruch gemeldet, wird aber nur mehr ganz selten benutzt. Anfang der 60er-Jahre riß Zidloch sowohl den Eisenofen als auch den Schachtofen ab. 1965 baute er in Messern eine neue Garage und konnte dabei die Ziegel vom Gruber Schachtofen verwenden. Auch den Schamott, der sowohl Eisen- als auch Schachtofen innen auskleidete, konnte er noch weiterverkaufen.

Produktion

Die Saison für die Kalkbrennerei begann Ende Februar oder Anfang März. Im Steinbruch wurden die Steine hergerichtet. Der Ofen wurde angeheizt, um dann fast das ganze Jahr über Tag und Nacht zu brennen. Zur Zeit der Ernte im August, wenn das Geschäft mit dem Kalk schlecht ging oder aussetzte, ließ man ihn ganz ausgehen. Im

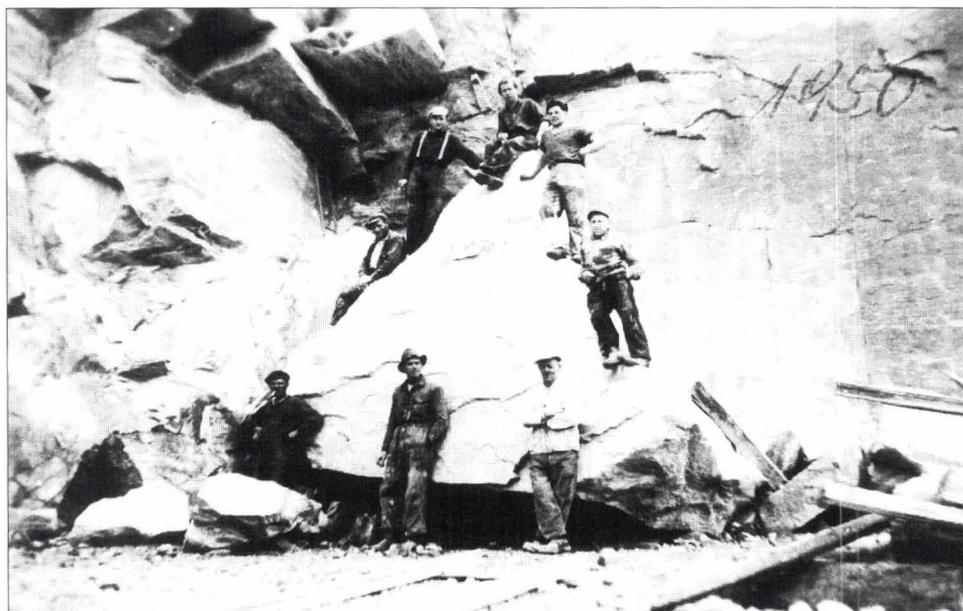


Abb. 6: Abgesprengter Block vor der Abbauwand, der durch weitere Sprengungen zerkleinert werden mußte. Arbeiter vor dem Stein, von links nach rechts: „ein Ausländer“ (wahrscheinlich Ungar) aus Dietmannsdorf/Wild, Gottfried Hauer, Johann Schindler; Arbeiter auf dem Stein, von links nach rechts: bisher unbekannte Person, Franz Fraberger, Richard Kastner, Leopold Futterknecht und Karl Kainz.

(Privatbesitz: J. Schrimpf, Brunn/Wild)

Steinbruch wurden aber „auf Vorrat“ um die 200 Wagen Steine bereitgestellt und weiterhin Schotter produziert. Ab September wurde der Ofen für einige Wochen nochmals angeheizt. Im Schnitt konnte bis Mitte November gearbeitet werden, um den 15. war dann meistens Schluß. Im Winter wurden sowohl die Arbeiter im Steinbruch als auch die Heizer in die Arbeitslose geschickt.

Das Bohren und Sprengen führte ein geprüfter Sprengmeister mit seinem Gehilfen durch. Gearbeitet wurde mit Gelatine-Donarit, wobei größere Sprengungen ein- oder zweimal pro Woche (nach anderer, unwahrscheinlicher Angabe³¹⁾, seltener, bis zu lediglich einmal pro Monat) stattfanden. Der Fels wurde mit ein Meter langen Bohrhämmern mittels Kompressor angebohrt, nach einem Meter wurde „gestückelt“ und ein weiterer Bohrhämmer nachgeschoben. Die längste Bohrung betrug ca. sechs Meter. Das Bohrloch wurde noch „ausgehämmert“, um mehr Sprengstoff einfüllen zu können. Zuletzt mußten 20/25 kg³²⁾ bzw. 100/150 kg³³⁾ (zweiteres erscheint eher unwahrscheinlich) Donaritpatronen in die Bohrung eingebracht werden. Für die Lossprengung eines großen Blockes

reichten ein oder zwei solcher Bohrungen. Abgesprengt wurden 400 bis 500, maximal 1000 m³ Material.

Lag der Block einmal herunten, so wurde er zunächst mit Sprengstoff in kleinere Blöcke zerlegt, wobei diese kleineren Sprengungen täglich durchgeführt wurden. Diese Stücke wiederum zerkleinerten die Steinbrucharbeiter händisch mit einem sechs Kilogramm schweren Hammer bis auf eine Größe von 20 bis 30 cm. Die Steine wurden in hölzerne Rollwagen („Hunte“) verfüllt, die auf Gleisen über eine Brücke bis zum Ofen geführt werden konnten. Bei größeren Sprengungen mußten die in der Nähe liegenden Nebengeleise abgebaut und anschließend wieder neu verlegt werden. Das Hauptgleis blieb bestehen und wurde lediglich zugedeckt. Wenn an einer anderen Stelle im Bruch gearbeitet wurde, so verlegte man

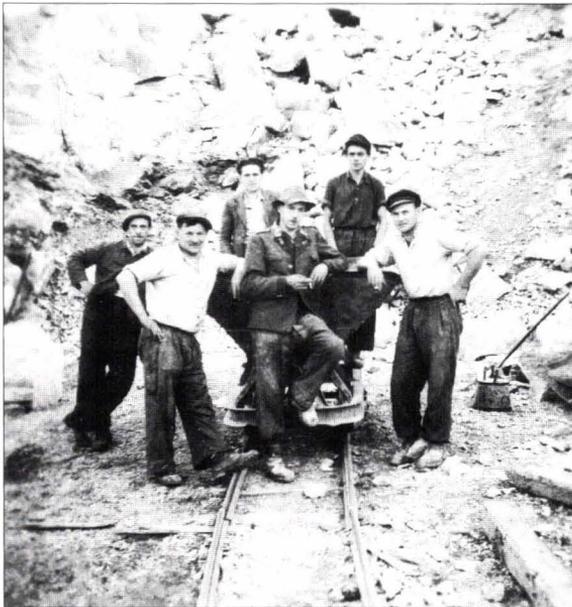


Abb. 7: Josef Göbel, Hermann Hudetschek, Alfred (?) Blauensteiner oder Steyrer, Rudolf Hirsch, Franz Waigl und Franz Fraberger (von links nach rechts) mit einem der Eisenhunte. Die Schienen mußten bei jeder größeren Sprengung abgebaut und danach neu verlegt werden. Das am Boden stehende Gefäß rechts ist ein wassergefülltes Holzschaff mit langgestieltem Trinkschöpfer, das für die durstigen Steinbrucharbeiter stets bereitstand.

(Privatbesitz: F. Fraberger, Dappach)

³¹⁾ Franz Fraberger (wie Anm. 26).

³²⁾ Interview mit Leopold Futterknecht am 16. 10. 1996 in Sitzendorf.

³³⁾ Alfred Zidloch (wie Anm. 23).

die Gleise bis dorthin, sodaß der Steintransport immer vollständig über Schienen verlaufen konnte.

Nicht nur der Sprengmeister mußte die Unterschiede zwischen Schotter- und „Kalksteinen“³⁴⁾ kennen, sondern auch jeder einzelne Arbeiter. Kalksteine mit „erbsengroßen schwarzen Punkten“³⁵⁾ etwa mußten für den Schotter verwendet werden, da sie den Kalk dunkel färbten. 30 bis 40 % der Steine in Grub waren für die Kalkbrennerei geeignet, der Rest (also die Mehrheit) wurde mittels eiserner Hunte zur Schotterquetsche geführt. Ein Gleis führte zum Brecherhaus oberhalb des Backenbrechers, wo die Steine hineingekippt wurden. Die „Quetsche“ war am weitesten vom Bruch entfernt, der Weg betrug über 50 Meter. Reste der Brecheranlage sind auch heute noch zu sehen.

Die Hunte für den Schotter faßten einen Kubikmeter (im Gegensatz zu $\frac{3}{4}$ Kubikmeter beim Kalk). Der Lohn beim Schotterschlagen war geringer, der Stein mußte allerdings auch nicht so fein zerkleinert werden. Die Hunte für die Kalksteine hatten dasselbe fahrbare Untergestell, faßten aber nur $\frac{3}{4}$ Kubikmeter. Größer als 30 cm Durchmesser durften die Steine nicht sein, da sie sonst im Ofen nicht vollständig durchbrannten. Unter einer Körnung von 10 cm wiederum wären die Steine im Ofen zu dicht zu liegen gekommen und hätten so den Zug verschlechtert.

Die Kalkschläger im Steinbruch verdienten bei weitem am besten im Gruber Betrieb, sie arbeiteten allerdings auch im Akkord. Bezahlt wurde jeweils nach vollen Hunten, die dann auf Kubikmeter umgerechnet wurden. Ein Kubikmeter Kalk erlöste ca. 14, ein Kubikmeter Schotter 10 Schilling, wobei die Tarife „jährlich stiegen“.³⁶⁾ Pro Tag schaffte eine Partie (zwei Mann) maximal 40 m³. Andere Arbeiten, wie Schienenverlegen u. a., wurden nach Stunden bezahlt, wobei der Stundenlohn 6,75 Schilling³⁷⁾ betragen haben dürfte. Insgesamt konnte ein Steinschläger bei einer Wochenarbeitszeit von 48 Stunden³⁸⁾ etwa 2500 bis 3000 Schilling mit nach Hause nehmen, was für die damalige Zeit und die wirtschaftliche Lage im untersuchten Gebiet beachtlich ist. So bekam ein ehemaliger Arbeiter in seinem erlernten Beruf als kaufmännischer Angestellter nach der Heimkehr aus dem Krieg 70 Schilling/Monat, bei einer anderen Firma dann 164 Schilling/Monat. 1948 ging er daraufhin nach Grub, wo er das 15- bis 20fache verdienen konnte. Alle Arbeiter des Werkes waren ordnungsgemäß versichert und gingen im Winter ab etwa November/Dezember bis in den März „stempeln“. Manche kamen für diese Zeit daheim in der Landwirtschaft unter, andere ohne diese Möglichkeit dürften die Wintermonate ohne Beschäftigung und wahrscheinlich nur mit Not überbrückt haben. Der Urlaub (etwa 2 Wochen) konnte nur im Winter konsumiert werden und dürfte einfach vor der Arbeitslosigkeit im Herbst eingeschoben worden sein.

Die Arbeit der Steinbrucharbeiter war gefährlich, obwohl insgesamt gesehen relativ wenig passiert sein dürfte. Einige Unfälle ereigneten sich beim Sprengen. Steine flogen durch die Luft, schlugen gelegentlich Löcher in das Dach der unterhalb des Bruches liegenden Heizhalle, die um den Schachtofen gebaut war. Einmal soll ein junger

³⁴⁾ Der Begriff „Kalkstein“ ist natürlich geologisch nicht korrekt (sollte Marmor heißen), wird hier aber deswegen beibehalten, weil es die ortsübliche Bezeichnung für das Gestein ist.

³⁵⁾ Wahrscheinlich handelt es sich dabei um silikatische Beimengungen, wie Amphibole oder Pyroxene.

³⁶⁾ Franz Fraberger (wie Anm. 26).

³⁷⁾ Leopold Futterknecht (wie Anm. 32).

³⁸⁾ Mitunter kamen die Arbeiter auch auf bis zu 60 Wochenstunden.

Sprengmeister „das Ganze überladen haben“³⁹⁾, worauf es Beschädigungen an Gebäuden gab. Dramatischer waren aber jene Unfälle, die durch loses Gestein in der Wand passierten. Es kam auch vor, daß sich Blöcke in der Wand verkeilten und nach der Sprengung nicht herunterkamen. Sie mußten händisch gelöst werden, eine höchst gefährliche Angelegenheit. Nach einer solchen waghalsigen Aktion war es einem Arbeiter⁴⁰⁾ passiert, daß sich hinter seinem Rücken, als er schon aus der Wand herunterstieg, Steine lösten und ihn unter sich begruben. Dem Mann konnten zwar seine Beine gerettet werden, er kehrte aber nicht mehr in den Steinbruch zurück. Es wurde auch stets ohne Handschuhe gearbeitet, zerschnittene oder zerschrammte Hände gehörten zum Berufsalltag. Die Arbeit wird noch heute als „nicht schön“ beschrieben, die Firma habe „solche Deppen wie uns gebraucht“.⁴¹⁾

Meist waren sechs oder acht Steinschläger beschäftigt, gearbeitet wurde in Partien zu zwei Mann. Dazu kam der Vorarbeiter, der die Anzahl der Wagen auf einer Liste notierte und damit den Lohn überwachte, sowie der Sprengmeister mit seinem Gehilfen. An der Schotterquetsche war ein weiterer Arbeiter. Insgesamt gab es im Bruch also knapp zehn Beschäftigte. Die Fluktuation war sehr hoch, da die Arbeit schwer war und die jungen Männer nach den ersten schwierigen Nachkriegsjahren nach und nach bessere Arbeit fanden. In den zwölf Arbeitsjahren, die ein ehemaliger „Schläger“⁴²⁾ im Gruber Bruch tätig war, arbeitete er nach eigenen Angaben mit 90 Personen zusammen.

Das Befüllen des Ofens war die Arbeit des Heizergehilfen. Im besten Fall sorgte er dafür, daß die Arbeiter im Bruch gleich direkt in die richtigen Wagen füllten und konnte – ohne noch einmal umzuladen – mit den Hunten über die hölzerne Brücke in den Schachtofen in 15 m Höhe hineinfahren (siehe Abb. 8). Wurde mehr, als unmittelbar benötigt, hergerichtet – was meist der Fall war –, so kippten die Arbeiter die Steine an einen bestimmten Lagerplatz, von wo sie der Heizergehilfe wieder in einen $\frac{3}{4}$ m³-Hunt füllen mußte, um den Ofen beschicken zu können. Da der Ofen ohne Pause Tag und Nacht brannte, mußte auch immer eine gewisse Reserve an hergerichteten Kalksteinen (z. B. für die Nachtschicht oder für den Sonntag) bereitliegen. Im Gegensatz zur Schottererzeugung dürfte es aber nie vorgekommen sein, daß die Arbeiter mit dem Herrichten der Kalksteine nicht nachkamen.

Der Ofen stand nicht frei, sondern war in eine Hallenkonstruktion integriert, die aus zwei Ebenen („unterer“ und „oberer Stock“) bestand. Außer dem Ofen selbst gab es eine Schmiede, Garagen für die werkseigenen LKWs und ein kleines Gebäude für den Staubkalk. Ein „Gefolgschaftsraum“ zum Essen und für den Aufenthalt bei Schlechtwetter stand zur Verfügung. Das mitgebrachte Mittagessen stellten die Arbeiter im „Gschirrl“ auf die „Heizen“ im oberen Stockwerk, wo es schnell warm wurde. Wohnbaracken gab es keine, da alle Arbeitskräfte in der unmittelbaren Umgebung ansässig waren. Heute ist bis auf einige ruinenhafte Nebengebäude nichts mehr von all dem zu sehen. Der heutige Besitzer des Grundstückes trug ihn, wie oben beschrieben, gemeinsam mit dem älteren Eisenofen des de Riz Anfang der 60er-Jahre eigenhändig ab.

³⁹⁾ Franz Fraberger (wie Anm. 26).

⁴⁰⁾ Name unbekannt.

⁴¹⁾ Leopold Futterknecht (wie Anm. 32).

⁴²⁾ Leopold Futterknecht (wie Anm. 32).

Eisenofen

Dieser Ofen war um mehr als die Hälfte kleiner als der Schachtofen (siehe Abb. 8). Außen hatte er einen Eisenmantel mit einem elektrischen Schrägaufzug, mit dessen Hilfe die Kalksteine von oben in den Ofen gefüllt werden konnten. Unten wurde der fertig gebrannte Kalk entnommen. Innen war er wegen der hohen Temperaturen mit Schamottziegeln ausgekleidet.

Schachtofen

Der Schachtofen war unterhalb des Bruches gebaut. Die Brücke mit den Schienen führte in 15 m Höhe zu der mit einer massiven Eisentüre verschlossenen Öffnung, in die der Heizergehilfe mit den Hunten direkt hineinfahren konnte (siehe Abb. 8 und 9). Der Ofen wurde also von oben beschickt, wobei der Boden der Hunte aufgeklappt werden konnte und die Steine ins Feuer fielen. Oberhalb des Türls begann der mindestens 15 m lange Schornstein, nach unten zu lag der Brennraum, der innen mit feuerfesten Schamottziegeln ausgekleidet war. Diese Schichte war bei den Feuerungen 70 bis 80 cm stark, machte zwei Drittel der Mauerstärke aus und wurde nach oben hin immer schwächer. Die normale Ziegelmauer war demnach 35 bis 40 cm dick. Der Schornstein bestand nur mehr aus gebogenen Rundbauziegeln, eine innere Auskleidung war hier nicht mehr nötig.

Die untersten fünf Meter des Ofens zwischen dem „unteren Stock“ und dem „oberen Stock“ hießen Kühlraum und hatten eine quadratische Grundfläche. Der Durchmesser betrug bis in fünf Meter Höhe drei Meter (und nahm dann bis auf 15 Meter Höhe, wo der



Abb. 8: Aufnahme aus dem Jahr 1950 von Johann Schrimpf, Brunn/Wild: Links der alte Eisenofen, daneben der obere Teil des gemauerten Schachtofens mit der Schienenbrücke, auf der die Hunte durch eine Eisentüre direkt in den Ofen fahren konnten. Am linken unteren Bildrand ist gerade noch der Giebel der Werkshalle zu sehen, aus der die beiden Öfen herausragen.

(Privatbesitz: J. Schrimpf, Brunn/Wild)

Schornstein begann, kontinuierlich auf zwei Meter ab). Der Boden des Kühlraums war kegelförmig aufgewölbt, sodaß er vom Spitz in der Mitte nach allen vier Seiten hin abschüssig war. Auf diese Weise konnte die Schwerkraft beim Kalkziehen zu Hilfe genommen werden. In den Außenwänden des Kühlraumes befanden sich einen guten Meter über dem Boden vier ca. 60 cm breite und 80 bis 90 cm hohe „Zuglöcher“, mit Eisentüren verschließbare Öffnungen, durch die der fertig gebrannte Kalk alle vier bis fünf Stunden „heruntergezogen“ wurde. Als Werkzeug diente dabei eine Art Schürhaken an einem langen Stiel. Das Gruber Werk produzierte beachtliche Mengen: bei jedem Kalkziehen kamen ca. 2000 kg Stückkalk aus dem Ofen. Das ergibt pro Tag etwa 10 Tonnen.

Auf der unteren Ebene wurde der heiße Kalk zum Auskühlen lose auf der betonierten Rampe gelagert. Nachdem hier Kalk entnommen worden war, rutschten die Steine im Ofen um etwa einen halben Meter nach. Waren sie zu sehr „zusammengebacken“ und „sind nicht gegangen“, so versuchte der Heizer, von unten mit dem langen Stiel den Kalk zu lockern. Nach dem Kalkziehen mußte der Gehilfe 15 Meter höher über die Schienenbrücke wieder die entsprechende Menge Kalkstein, etwa drei oder vier Wagen, nachfüllen. Nach dem Auskühlen wurde der Kalk auf der unteren Ebene gewogen, mit Eisenscheibtruhen auf die Pferdewägen und Lastkraftwägen verladen und abtransportiert.

Die Kohle wurde ebenfalls auf der unteren Ebene abgeladen. Außer beim Anheizen, wo Holz verwendet wurde, stand ausschließlich Kohle als Brennstoff in Verwendung. Sie wurde in der Bahnstation Göpfritz/Wild aus den Waggons auf die betriebseigenen Lastwagen umgeladen (händisch umgeschaufelt) und nach Grub transportiert. Pro Woche dürften ca. eineinhalb Waggons (etwa 15 Tonnen) verheizt worden sein, wobei ein Waggon etwa drei Lastwagenladungen entsprach. Ob Stein- oder Braunkohle oder beides gemischt verwendet wurde und woher sie jeweils stammte, konnte nicht restlos geklärt werden. In den Interviews war von Steinkohle aus Mährisch-Ostrau oder anderen, namentlich unbekanntenen Orten in der Tschechoslowakei ebenso die Rede wie von tschechischer Braunkohle oder Braunkohle aus dem nahen (österreichischen) Ort Langau. Mit Braunkohle konnte man Temperaturen von 1600°C erreichen, mit Steinkohle theoretisch 2000 bis 2500°C. Dieser Hitze hätte der Ofen nicht standgehalten. Andere Informanten sprechen allerdings von der schlechten Braunkohle, die „keine Hitze zusammenbringe“ und die man mit fast 50 % Steinkohle mischen mußte. Braunkohle alleine „hätte keinen Kalk zusammengebracht“. Außerdem enthielt vor allem die Langauer Braunkohle sehr viel Schwefel, der den Kalk zersetzte und der beim Verbrennen noch dazu starken Gestank entwickelte.

Die Kohle lagerte nun im unteren Geschoß, während sie aber fünf Meter höher gebraucht wurde, wo die Heizlöcher des Ofens waren. Der Transport funktionierte mittels eines elektrischen Seilzuges, der vom oberen Stockwerk aus bedient werden konnte. Hier lud der Heizer die Kohle in Rollwagen und führte sie zum Ofen, wo sie zwischen die Heizöffnungen hingekippt wurde. Rund um den Ofen befanden sich vier solcher außen angebauter „Heizen“. Sie waren schmale, waagrechte Schächte von etwa 80 cm Breite, 60 cm Höhe und zwei Meter Tiefe, deren starke, gußeiserne Türen innen wie der gesamte Ofen mit einer Schicht Schamottziegel ausgekleidet waren. Die Hitze war bei offener Türe so groß, daß die Kohle aus einer Entfernung von 1½ bis 2 m mit der Schaufel ins Feuer „geschossen“ werden mußte. Die Kohlen blieben in den Feuerungen liegen und vermischten sich nicht mit den Kalksteinen im Inneren des Schachtes. Die

Hitze wurde nach innen und oben abgegeben, nach unten zu kühlte der Kalk langsam ab.

Etwa alle halben bis dreiviertel Stunden mußte für das Nachlegen gesorgt werden. Erfahrene Heizer hatten den Zeitpunkt „im Gefühl“. Im Zweifelsfall tat es auch ein fachkundiger Blick in den Ofen nach Art und Farbe der Glut. Oberhalb der Feuerung dürfte ein kleines

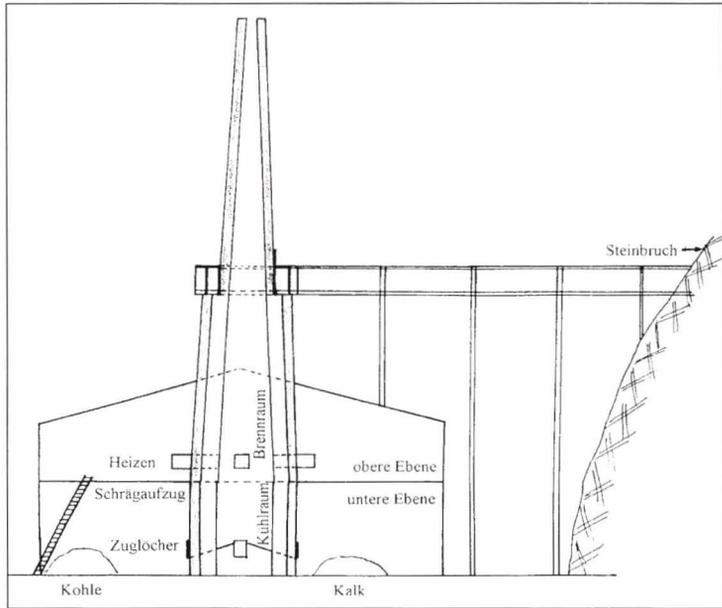


Abb. 9: Rekonstruktionsversuch des Anfang der sechziger Jahre abgerissenen Schachtofens, soweit es uns aufgrund der Interviewangaben möglich war.

(A. Thinschmidt 1998)

„Guckloch“ angebracht gewesen sein, zu dem man dann auf einer Leiter hinaufsteigen und in den Ofen hineinsehen konnte. Kam kein Rauch mehr aus dem Schornstein, war es ebenfalls höchste Zeit zum Nachlegen. Ein ehemaliger Heizer erzählte auch von einer bestimmten Art des Knisterns oder Klopfens, die dem Routinierten, ohne nachzuschauen, verriet, daß der Brand die richtige Temperatur hatte. Da es keinerlei Armaturen am Ofen gab, konnten sich die Heizer beim Nachlegen also nur auf ihre Erfahrung und ihr Gefühl verlassen.

Der Ofen wurde vier bis fünf Stunden lang durchgeheizt. Dann wurde eine Stunde lang nicht mehr nachgelegt, und das Feuer ging komplett aus. In dieser Zeit wurde auf der unteren Ebene Kalk gezogen, während der Gehilfe oben Steine nachschüttete. Dazwischen, im oberen Stockwerk, wurde hierauf bei allen vier Feuerungen die Schlacke entfernt und ins Aschenloch geworfen. Zuviel Schlacke verringerte den Zug des Ofens. Nach diesen Tätigkeiten wurde erneut Kohle nachgelegt, die allein durch die große Hitze entflammte. Es folgten wieder vier/fünf Stunden durchgehenden Heizens und so fort. Während dieser vier Stunden waren Heizer und Gehilfe nicht ununterbrochen beschäftigt und konnten zwischen den einzelnen, regelmäßig wiederkehrenden Tätigkeiten zum Beispiel beim Beladen der Autos aushelfen.

Der Heizer und sein Gehilfe bildeten ein fixes Team. Drei solcher Teams arbeiteten im Schichtbetrieb rund um die Uhr. Sie wurden im Gegensatz zu den Steinbrucharbeitern nach Stunden ausbezahlt. Der Stundenlohn eines Heizers dürfte in den beginnenden fünfziger Jahren 3,25 Schilling betragen haben, in der Nacht kamen 10% Zulagen dazu. Sein Gehilfe verdiente „um ein Eck weniger“. Von einer anfänglichen Acht-

Stunden-Schicht (6 bis 14 Uhr, 14 bis 22 Uhr und 22 bis 6 Uhr) war man um das Jahr 1951 zu einer Zwölf-Stunden-Schicht übergegangen, die den Vorteil bot, daß man nicht alle sieben Tage in der Woche im Werk sein mußte. Allerdings hatten die Arbeiter nach 12 Stunden Arbeit 24 Stunden frei, womit einander immer Tag- und Nachtdienst abwechselten. Trotz der Schwierigkeiten mit dem ständigen Wechsel zwischen Tag- und Nachtarbeit bevorzugten die Beschäftigten die 12-Stunden-Schicht.

Die Qualität des fertig gebrannten Kalkes hing im wesentlichen vom Heizer ab. Zog er zu viel Kalk auf einmal, so blieben die restlichen Kalksteine nicht lange genug im Feuer und verbrannten daher nicht vollständig, was sich am nächsten Tag gleich offenbarte: es waren viele sogenannte „Krebsen“ im Kalk, er war deutlich schwerer und konnte nicht verkauft werden. Er wurde beiseitegelegt und zerfiel zu Staubkalk. Dieser wurde in einem kleinen Nebengebäude gelagert und extra verkauft. Außer an seinem Gewicht erkannte man die Krebsen auch am Ton, mit dem sie am Boden aufschlugen. Richtig gebrannter Kalk fiel geräuschlos auf den Beton. Zog der Heizer hingegen zu wenig, so passierte das Gegenteil: der Kalk „verbrannte“. Seine schlechte Qualität merkte man gleich daran, daß er mürbe und bröselig war.

Die Arbeit der Heizer und ihrer Gehilfen war wohl weniger gefährlich als die der Steinbrucharbeiter, aber sicherlich nicht minder gesundheitsschädlich. Nennenswerte Unfälle dürfte es keine gegeben haben. Ein Heizer⁴³⁾ erinnert sich noch, daß er anfangs oft Nasenbluten gehabt habe, weil er die Arbeit nicht gewohnt gewesen sei. Staubmasken gegen den ätzenden Kalkstaub wurden nicht verwendet. Mit dem Schlaf hatten die Heizer scheinbar nicht zu kämpfen gehabt, da zu zweit gearbeitet wurde. Vor allem in den Nachtstunden halfen Heizer und Gehilfe zusammen, um sich die Arbeit zu erleichtern.

„Herunten“ im Werk arbeiteten, Heizer und Gehilfe eingeschlossen, etwa fünf bis sechs Personen. Zwei bis drei Kräfte (Chauffeure und Hilfskräfte) waren mit dem Laden des Kalkes, der meist noch am selben Tag abgeführt wurde, beschäftigt. An der Waage war ein Waagmeister tätig, der den Händlern einen Laufzettel mit dem geladenen Gewicht ausgestellt haben dürfte. Die voll beladenen Fuhrwerke oder Lastkraftwagen fuhren das Tal entlang der Taffa hinunter. In der sogenannten Stadler-Villa, einem ehemaligen Wirtshaus, hatte der Pächter Cerny ein Büro gemietet, wo auch eine Sekretärin beschäftigt war. Hier ließen die Kalkhändler ihren Laufzettel abstempeln.

Vor jeder Saison im Frühling wurde der Schachtofen instandgesetzt. An den mächtigen Außenmauern waren kaum Frostschäden zu verzeichnen. Innen hingegen mußten einzelne ausgebrannte Schamottsteine ersetzt werden. Größere Reparaturen dürften aber nur selten notwendig gewesen sein. Unter Pächter Cerny (1949-54) wurde vermutlich nur einmal solch eine große Reparatur von Schamottmauern aus Wien durchgeführt.

Beim ersten Brand im Frühjahr wurde Holz zum Unterzünden verwendet, das von der Gutsverwaltung der Herrschaft Wildberg, die damals zum Stift Altenburg gehörte und heute in Privatbesitz ist, im zwei Kilometer entfernten Messern gekauft wurde. Auch vom Truppenübungsplatz Allentsteig dürfte nach dem Krieg unter der russischen Besatzung Holz bezogen worden sein. Beim ersten Anheizen wurde der Schachtofen unterhalb der Feuerungen mit für die Brennerei unbrauchbarem Schottermaterial angefüllt. Erst ab den Feuerungen in einer Höhe von fünf Metern wurden brenntaugliche Steine in den Schacht geschüttet. Die Heizer ließen während dieses ersten Brandes den Schotter

⁴³⁾ Ernst Kastner (wie Anm. 27).

kontinuierlich bei den Zuglöchern herab und lagerten ihn abseits, der glühende Kalk rutschte so immer weiter nach unten. Nach etwa einem Tag Heizen konnte der erste gebrannte Kalk bei den Zuglöchern entnommen werden. Die einmalige Verwendung des Schotters erklärte ein ehemaliger Heizer⁴⁴⁾ auf einleuchtende Weise: „Irgendwas muß ich ja reinfüllen, den Kalk kann ich ja nicht in der Luft lassen.“ Es war weitaus praktischer, Schotter als „Füllmaterial“ zu nehmen als Kalkstein, der danach wieder in 15 Meter Höhe hinauftransportiert hätte werden müssen, um endgültig gebrannt zu werden.

Der gebrannte Kalk („Stückerkalk“) durfte nicht lange liegen bleiben und vor allem nicht feucht werden. Über den Sonntag mußte er aber gelagert werden. Sonst wurde der frische Kalk aber meist am selben Tag verkauft, wenn er ein wenig ausgekühlt war. Vor allem am Anfang der Saison im Frühling hatten es die Kalkhändler eilig. Sie konnten kaum warten, bis der Kalk abgekühlt war. Da die Pferdewägen und auch die Ladeflächen der LKWs damals aber alle aus Holz waren, war Vorsicht geboten. Nur gelegentlich, wenn wenig Betrieb war, schaufelten die Heizer den Stückerkalk für eine Weile auf einen Haufen. Verkauft wurde nur der gebrannte Kalk und in unbedeutendem Maße auch Staubkalk. Es gab im Werk keine Naßlösch- oder Hydratanlage. Die Abnehmer, egal ob Baumeister oder Bauern, löschten unmittelbar nach dem Kauf ihren Kalk selbst ab.

Die Kalkhändler holten mit Pferdewägen (ca. 1500 kg Ladegewicht) oder Lastkraftwägen den Kalk vom Werk (Abb. 10 und 11). Ihre Kunden waren meist Bauern. Sie kauften lieber vom fahrenden Händler als vom Baumeister, da sie so den Zwischenhandel umgehen konnten und den Kalk außerdem direkt ins Haus geliefert bekamen. Dieses System des „Vergreißelns“ dürfte – abgesehen von den Tricks der Konkurrenz – sehr gut funktionieren haben, die Kommunikation verlief größtenteils mündlich, und in keinem einzigen unserer zahlreichen Interviews wurde über irgendeinen Anlaß zur Klage über den Gruber Kalk von seiten der ehemaligen Kunden berichtet. Scharfe Kritik gab es dagegen für manche andere, die mit qualitativ schlechtem Kalk aus kleinen Feldöfen der Umgebung umherzogen. Diese kleineren Kalkbrennereien konnten sich allerdings nur ein paar Jahre nach Kriegsende über Wasser halten.



Abb. 10: Pferdewagen mit Plane der Maria Sigmund aus Unterthumeritz (stehend), wie es auch in Grub zum Vergreißeln von Kalk verwendet wurde. Aufnahme etwa Mitte der dreißiger Jahre.

(Privatbesitz: M. Sigmund, Unterthumeritz)

⁴⁴⁾ Ernst Kastner (wie Anm. 27).

Kalk war ein von jedermann und jederfrau gebrauchtes Gut, das alle Jahre verwendet wurde. Bezahlt wurde in der Regel sofort. Obwohl die Ausgaben für Kalk nie sehr hoch gewesen sein dürften, konnten oder wollten manche Kunden nicht gleich zahlen. Die Kalkhändler waren manchmal also „arme Hunde“: sie mußten in der Früh den geladenen Kalk im Werk bezahlen und wußten oft nicht, woher sie das nötige Bargeld nun nehmen sollten. Allerdings dürfte es die Unternehmensleitung bei jenen fixen Stammhändlern mit dem sofortigen Begleichen der Rechnungen ihrerseits nicht so genau genommen haben. Heute weiß niemand mehr so ganz genau zu sagen, was der Stückkalk vom Händler damals kostete. Nach unterschiedlichen Angaben dürfte der Preis für 100 kg Kalk in den 50er-Jahren zwischen 23 bis 28 und 45 bis 52 Schilling gelegen sein, auch die Handelsspanne zwischen Werk und „Ausgreißeln“ ist nicht mehr bekannt. Klar ist, daß je nach gekaufter Menge verschiedene Preise verrechnet wurden. Ablösen in Holz oder anderen Naturalien waren bei den Händlern, die Gruber Kalk verkauften, nicht üblich oder zumindest nicht beliebt. Gelegentlich wurden auch größere Mengen an Baumeister oder direkt auf Baustellen geliefert. Diese größeren Mengen waren vorbestellt („verstellt“). Kleinere Mengen, wie sie die Bauern brauchten, wurden „vergreißelt“. Die Händler fuhren von Ort zu Ort und machten durch bestimmte Rufe, wie „Koli, Koli, an Koli hob i do“ oder „Koich und Wognschmier“⁴⁵⁾, auf sich aufmerksam. Auf dem Wagen hatten sie eine kleine Dezimalwaage aufgestellt. Mit einem „Schaffl“, dessen Eigengewicht bekannt war, wurde der Kalk gewogen und in die Gefäße der Bauern umgefüllt. Andere wiederum maßen den Kalk in „Metzen“, die ein bekanntes Gewicht fassen konnten (siehe Abb. 11). Dabei gab es, je nach Befüllung, reichlich Gelegenheit, die

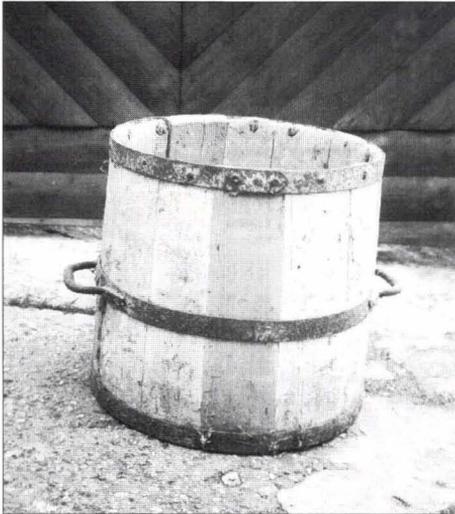


Abb. 11: Kalkmetzen im Privatbesitz von Anton Pistracher, Eisengraberamt, wie sie bei den Kalkhändlern in Gebrauch waren.

(Aufnahme: A. Thinschmidt 1996)

Kunden ein wenig „umezuheben“. Von einem Kalkhändler⁴⁶⁾ wird erzählt, daß er den Pferdewagen vor dem Wirtshaus abstellte, einkehrte und die Bauern sich selbst ihren Kalk herunterwiegen ließ. Sie kamen dann zu ihm herein und rechneten ab. Dabei probierte freilich ein jeder, ihn übers Ohr zu hauen. Der Händler gab sich aber vertrauensselig und tat so, als merkte er nichts. Am Ende war aber er der Schlauere: seine Kunden dachten nicht daran, das Eigengewicht der Holzkiste abzuziehen, womit jeder am Ende auf seine Rechnung kam.

Die Bauern kauften fast jedes Jahr eine kleine Menge von 50 bis 100 kg Kalk, um die Löschgrube immer voll zu haben. Diese kleinen Mengen waren hauptsächlich zum Stallausweißen im Frühjahr gedacht. War ein Um- oder Zubau geplant, so teilten sie dem Händler im Frühling mit, daß und

⁴⁵⁾ Am Wagen hing bei manchen Händlern auch ein Fäßchen für den Verkauf von Wagenschmiere.

⁴⁶⁾ Interview mit Anton Althart am 24. 10. 1996 in Brunn/Wild.

wieviel Kalk (ein paar hundert Kilogramm) sie im Herbst brauchten. Entweder kam der Händler auf einer seiner herbstlichen Touren noch einmal durch, oder er stellte die gewünschte Menge extra zu.

Selten nur holten sich Bauern mit ihren Wagen direkt in Grub Kalk. Sie brauchten ohnehin nur zu warten, bis im Frühjahr und/oder im Herbst der Kalkhändler zu ihnen in die Ortschaft kam. Baumeister, die große Mengen brauchten und auch Fahrzeuge zur Verfügung hatten, kamen dagegen öfters selbst.

Auch mit den werkseigenen LKWs wurde Kalk an Bauern und vor allem an Baumeister und andere Großabnehmer ausgeliefert, wie auch Kohle, Holz und anderes transportiert. Das Marmor- und Kalkwerk Grub besaß nur die Gewerbeberechtigung für das Kalkbrenner- und Steinbrechergewerbe. Das Liefern des Kalkes mit den werkseigenen LKWs wurde als Werksverkehr und nicht als Handel mit Kalk betrachtet. Neben mündlichen Absprachen dürften auch Listen existiert haben, die im Frühling an Ortsvorsteher verschickt und von diesen mit den Namen der Abnehmer und den jeweils gewünschten Mengen ausgefüllt wurden. In dringenden Fällen (vor allem Baumeister) wurde auch telefoniert. Die beim Werk beschäftigten Chauffeure verdienten 1100 Schilling im Monat plus 100 Schilling Überstundenpauschale. Am Vorabend, sofern man rechtzeitig von der Tour zurückgekommen war, oder erst am selben Tag in der Früh wurde der Stückkalk händisch auf die Wagen geschaufelt. Das Tragen von Handschuhen oder ähnliche Schutzmaßnahmen waren unbekannt. Beginn war sechs Uhr morgens, Ende manchmal auch erst um Mitternacht. Samstags wurde bis 14 oder 15 Uhr gearbeitet.

Ein Beispiel:

Eine Fahrt nach Schönbach: [...] in der Früh Aufladen, gegen 10 Uhr „kam man weg“, um 13 Uhr war man dort, es wurde zu Mittag gegessen, dann wurden die 4000 kg Kalk „vergreißelt“ (händisch heruntergeschaufelt) bis etwa 19 Uhr, nach dem Abendessen dann 3 bis 3½ Stunden Heimfahrt. Und am nächsten Tag dasselbe [...].

Gruber Kalk wurde sowohl in die nahe Umgebung von Grub als auch in weit entfernte Gegenden von den werkseigenen Chauffeuren und von den Kalkhändlern geliefert (alle Ortsangaben aus den Interviews, in alphabetischer Reihenfolge):

Allentsteig	Kautzen
bis an die oberösterreichische Grenze	Königswiesen: eine Fuhr mit 7 Tonnen zu einem Kaufmann
Dietmanns	Litschau
Dobersberg	Pernegg
Drosendorf	Raabs/Thaya
Geras	Rappottenstein: Werk (Cerny) lieferte an Kalk- und Baustoffhändler Kastner
Gföhl	Rastenfeld
Gmünd	Retz
Göpfritz/Wild	Röhrenbach
Grafenschlag: Werk (Cerny) lieferte an Baumeister Schiller	Röschitz
Großmotten	Schönbach: Werk (Cerny) lieferte an Kalk- und Baustoffhändler Wagner
Groß-Siegharts	Sigmundsherberg
Heidenreichstein: Werk (Cerny) lieferte an Baumeister Schneider	St. Leonhard am Hornerwald
Horn	Traunstein
Idolsberg	Zwettl
Japons	

Im Prinzip hatten die Kalkhändler ihre jeweiligen „Rayone“ und Stammkunden. Trotzdem gab es unter ihnen zum Teil arge Konkurrenzprobleme. Im Werk gab es Streitereien beim Aufladen, jeder wollte der erste sein. Oder der eine Händler lud seinen Kalk bei Bauern ab, zu denen normalerweise der andere kam. Für die Bauern machte das keinen Unterschied, sie kauften so oder so Gruber Kalk. Für den Kalkhändler, der mit seinem vollen Wagen zu spät kam, war das vor allem bei größeren Mengen von 1000 oder 2000 kg Kalk auf der Ladefläche ärgerlich.

Nach dem Ende der Kalkbrennerei unter Pächter Kraus (1955-57) fuhren einige der Kalkhändler wie Alfred Zidloch oder Maria Sigmund, geborene Reinagl, noch einige Zeit nach Ernstbrunn im Weinviertel, um von dort Stückkalk zu holen und zu vergreißen.

Im Steinbruch wurde mehr Schotter als Kalkstein für die Brennerei erzeugt – etwa im Verhältnis 2:1. Er fand im Straßenbau Verwendung, der vor allem in den Sechzigerjahren florierte, als die Kalkbrennerei schon eingestellt war. Das Schottergeschäft ging so gut, daß die Nachfrage gar nicht befriedigt werden konnte und die vorhandenen Geräte (Brecher etc.) nicht mehr ausreichten.

Die Schlacke, hauptsächlich Überreste von Kohlen, wurde „beim Bach unten“ gelagert, um dann später weggeführt zu werden. Sie wurde zur Isolierung und als Schall- und Wärmedämmung von Fußböden verwendet. Gruber Schlacke konnte aber in der Reinheit mit z. B. der Sigmundsherberger Schlacke (die Bahn heizte mit Kohlen) bei weitem nicht mithalten.

Folgende Personen waren im Kalkwerk Grub beschäftigt (in alphabetischer Reihenfolge, kursiv gedruckt sind jene Personen, die uns als Interviewpartner zur Verfügung standen):

Steinbruch:

Aubrunner	Dorna	Sprengmeister
Blauensteiner	?	dürfte nur kurz beschäftigt gewesen sein
Bosner Josef †	?	(„war nicht aus der Gegend, kam mit Pächter Cerny, heiratete dann in Brunn“): war bei der Schotterquetsche und in der Schmiede beschäftigt
Doleschal †	?	Sprengmeister
<i>Fraberger Franz</i>	Dappach	Steinschläger
<i>Futterknecht Leopold</i>	heute Sitzendorf	Steinschläger, war insgesamt 12 Jahre im Betrieb
Göbel Josef	Groß-Siegharts	
Göd Johann †	Irnfritz	dürfte nur kurz beschäftigt gewesen sein
Hauer Gottfried	Neukirchen/Wild	Polier („Partieführer“), Schulkamerad von Fraberger Franz
Hirsch Rudolf †	Neukirchen/Wild	dürfte nur kurz beschäftigt gewesen sein
Hudetschek Hermann †	Messern	
Kainz Hermann †	St. Marein	Bruder von Kainz Karl
Kastner Richard	damals Brunn/Wild heute Wien	Bruder von Kastner Ernst, war nur kurz in Grub
Kraus Franz †	Fürwald	Sprengmeister
Steinert Franz	?	dürfte nur kurz beschäftigt gewesen sein
Steyrer Alfred	Messern	
Taschner Karl †	Dappach	Cousin von Fraberger Franz

Waigl Franz Wied Worel <i>Zidloch Alfred</i>	Messern Dorna Nondorf Messern	Sprengmeister Sprengmeister letzter Sprengmeister (nur mehr Schotter- erzeugung)
<u>Beim Ofen:</u>		
Aigner Josef Bosner Josef †	Dietmannsdorf/Wild ?	Waagmeister an der Waage für den Kalk war in der Schmiede beschäftigt, auch bei der Schotterquetsche im Steinbruch
Dlapka Franz † Gessner † Heilig Franz †	Grub Dietmannsdorf/Wild Sitzendorf	Heizer (?) war Gehilfe von Kastner Ernst, verunglückte tödlich in der elterlichen Landwirtschaft, war auch als Chauffeur beim Werk beschäftigt dürfte als Handlanger auch beim Ofen beschäftigt gewesen sein
Kainz Hermann †	St. Marein	Heizer, Bruder von Kainz Hermann
Kainz Karl †	St. Marein, dann Strögen	
Kaltenbrunner Fritz <i>Kastner Ernst</i> Puhm Franz † Schindler Johann †	heute Wien heute Horn ? Brunn/Wild	Waagmeister an der Waage für den Kalk Heizer Vorarbeiter („Chef der Brennerei“): dürfte schon in den Dreißigerjahren in Grub gewesen sein, auch im Steinbruch tätig, lernte Kastner Ernst an
<i>Wagner Josef</i>	damals Messern, heute Groß-Burgstall	Heizer, Kriegsinvalide, war später auch als Gehilfe eines Kalkhändlers beschäftigt

Die Kalkhändler, Chauffeure oder deren Gehilfen, die Gruber Kalk verhandelten:

Altphart Anton †	Brunn/Wild	Anton oder Josef (oder beide) fuhr nach dem Krieg als einziger noch mit Pferdewagen
Altphart Josef † Angelmayer Karl †	Brunn/Wild Messern	Chauffeur auf dem vom Betrieb in den späte- ren Jahren angeschafften Steyr 380 (Benzin), war teilweise in der betriebseigenen Schmiede beschäftigt
Heilig Franz †	Sitzendorf	Chauffeur auf einem der beiden betriebseige- nen LKWs unter Cerny, war auch als Heizer- gehilfe beschäftigt
Riegler	Göpfritz	dürfte nach Zidloch Alfred als Chauffeur beim Werk tätig gewesen sein
<i>Schrumpf Johann</i>	Brunn/Wild	Beifahrer und Gehilfe von Witopil Rupert und Zidloch Alfred
<i>Sigmund Maria</i> , geb. Reinagl, und ihr Mann †	Unterthumeritz	holten Gruber Kalk mit dem eigenen LKW, Maria stammt aus einer Kalkbrennerfamilie, nach dem Ende in Grub fuhr sie noch einige Jahre nach Ernstbrunn im Weinviertel und holte von dort Kalk zum „Vergreißeln“
<i>Wagner Josef</i>	damals Messern heute Groß-Burgstall	Beifahrer und Gehilfe von Zidloch Alfred, war auch als Heizer beschäftigt

Witopil Rupert †	Goslarn	Onkel von Zidloch Alfred, fuhr schon mit LKW, nach dem Ende der Brennerei in Grub fuhr er nach Ernstbrunn um Kalk
<i>Zidloch Alfred</i>	Messern	Chauffeur auf einem der beiden betriebseigenen LKWs unter Cerny, dann eigener Kalkhandel nach Streit mit Nachfolger Kraus, fuhr auch noch nach Ernstbrunn um Kalk, dann Erbe des Bruches und des Ofens vom Onkel Witopil Rupert, Abriß des Ofens
<u>Sonstige Personen:</u>		
Geringer Johann †	Grub	
Kainz Maria	Messern	Sekretärin im Büro in der sogenannten Stadler-Villa
Stadler †	?	

Das Ende der Kalkbrennerei

Während des Krieges waren bis auf eine Ausnahme im südlichen Waldviertel⁴⁷⁾ keine Kalköfen in Betrieb. Nach 1945 nahmen manche die Brennerei wieder auf, einige wenige fingen jetzt überhaupt erst an.⁴⁸⁾ Auch der Kalkhandel erlebte damit einen neuerlichen Aufschwung. Die Zeiten waren günstig für die Erzeugung und den Handel mit Kalk.

Nach 1945 gab es genug Kriegsschäden zu reparieren, und Arbeiten an Haus und Hof, die vernachlässigt worden waren, wurden jetzt durchgeführt. Dächer und Mauern waren auszubessern, Wohnräume, Ställe und Hofgebäude mußten geweißt werden. Die Nachfrage nach Stückkalk war in den ersten Nachkriegsjahren so groß, daß einige Händler ihre Fuhren gar nicht „verstellen“ mußten, sondern nur loszufahren brauchten.

An Arbeitskräften herrschte kein Mangel. In den späten 40er-Jahren trafen die Heimkehrer ein, die jede Arbeit annahmen. Unter ihnen waren sehr viele junge Burschen bäuerlicher Herkunft, die schlecht oder gar nicht ausgebildet waren, in der Landwirtschaft aber nicht unterkommen konnten oder wollten. Sie nahmen die schwere Arbeit im Steinbruch oder beim Ofen in Kauf, zumal die Löhne in Grub die üblichen Löhne im Waldviertel oft übertrafen. In den 50er-Jahren setzte dann eine massive Abwanderungswelle aus der Landwirtschaft ein, die neue Arbeitskräfte freisetzte. Die Fluktuation in der Belegschaft des Gruber Werkes war allerdings ausgesprochen hoch.

Gegen Ende der 50er-Jahre machte sich schließlich die mangelnde Wettbewerbsfähigkeit des Gruber Werkes (und auch anderer Öfen des Waldviertels) bemerkbar. Die technischen Anlagen waren veraltet, es fehlte an neuen, leistungsstarken Maschinen (z. B. Schotterbrecher, Kompressoren, Transportsysteme), und die Energiefrage (Kohlefeuerung) hätte neu überdacht werden müssen. Die beiden größten Konkurrenten, die Kalkwerke Ernstbrunn und Wopfing, hatten die notwendigen Investitionen schon wesentlich früher getätigt oder, wie im Falle des letzteren, vom Krieg eindeutig profitieren können.

Das Schottergeschäft konnte durch den forcierten Straßenbau (z. B. Straße über den Brunner Berg in die Wild) einen großen Aufschwung verzeichnen. Auch

⁴⁷⁾ Ötzbach.

⁴⁸⁾ Etwa der Ofen in Eibenstein/Gemeinde Raabs an der Thaya, der nach dem Krieg gebaut wurde, heute aber nicht mehr zu sehen ist.

Grub erzeugte noch einige Zeit Schotter, nachdem die Kalkbrennerei bereits stillgelegt war.

Die Nachfrage nach dem ungelöschten Stückkalk ging allmählich zurück. Der (trocken gelöschte) Hydratkalk eroberte seinen Platz im Baustoffhandel. Die Baubranche entwickelte sich rasant, und damit kamen neue Produkte auf den Markt. In den Orten wurden die Löschgruben zugeschüttet, manche wollten sich vom fetten Kalk zum Weißen aber einige Zeit noch nicht trennen und bewahrten ihn in den Gruben oder in steineren Trögen im Keller noch weitere Jahre auf. Der trockene, in Säcken abgefüllte „Spezikalk“ war in den Lagerhallen wesentlich praktikabler, Stukkateure etwa schwören aber heute noch auf gelöschten Kalk, dessen „Schmalzigkeit“ mit Wasser versetzter „Sacklkalk“ niemals erreichen kann.

Auch die fahrenden Kalkhändler bekamen den Niedergang des Stückkalkgeschäftes zu spüren. Nach dem Ende der Produktion in Grub nahmen einige⁴⁹⁾ den etwa 90 km langen Weg nach Ernstbrunn im Weinviertel auf sich, um von dort Kalk zu holen und im Waldviertel an ihre Kundschaft zu vergreifen, bis sie in den 60er-Jahren auch dies aufgaben.

An ihre Stelle als Baustoffhändler traten die Raiffeisen-Lagerhäuser, die sich nun vermehrt neuen Branchen zuwandten. Notwendig geworden war dieser Wandel, weil sich Investitionen nicht mehr allein durch die Erlöse aus den bisherigen Tätigkeiten, dem Verkauf der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, decken ließen. Der Baustoffhandel lag als gewinnversprechendes Betätigungsfeld nahe: einerseits war die Baubranche im Wachsen begriffen, andererseits war aber bereits abzusehen, daß die bisherigen Händler deren Bedürfnisse nicht befriedigen würden können. Zu den vorwiegend bäuerlichen Kunden kamen die „Hausbauer“ und Inhaber von Zweitwohnsitzen nach und nach dazu, die völlig neue Themen ansprachen, etwa Wärmedämmung, Innenausbau etc. Die Lagerhäuser wandten sich schließlich auch den Nichtmitgliedern zu, richteten sogenannte Baucenter ein und erreichten dadurch einen hohen Anteil des Baustoffhandels am Gesamtumsatz. 40 der 61 Lagerhäuser in Niederösterreich hatten Ende 1984 ein eigenes Baucenter errichtet.

Private Baumärkte und -ketten folgten auf dem Fuße und befinden sich heute an den Peripherien aller größeren Städte auch des Waldviertels.

Viele Gründe sind also dafür verantwortlich, daß die Kalkbrennerei und der traditionelle Kalkhandel „im Umherziehen“ im Waldviertel verschwunden sind. Die Abgelegenheit des Gebietes hatte diese zwangsläufige Entwicklung nur verzögert, und die Not der Nachkriegsjahre ließ die Branche noch ein kurzes Mal aufflackern. Mit einer Ausnahme im südlichen Waldviertel⁵⁰⁾ brannte nach dem Jahr 1960 kein einziges Kalkfeuer mehr, weder im Feldofen noch im Schachtofen eines größeren Werkes, wie es das Marmor- und Kalkwerk Grub war.

⁴⁹⁾ Z. B. Maria Sigmund und Rupert Witopil.

⁵⁰⁾ Ötzbach.

Die Neuseeländische Zwergdeckelschnecke erobert den Kamp und seine Nebenflüsse

(Beiträge zur Molluskenfauna Niederösterreichs, XIV)

Die Neuseeländische Zwergdeckelschnecke *Potamopyrgus antipodarum* (J. E. GRAY 1843) ist ein relativ junger Einwanderer in Österreich. Sie stammt aus der australischen Region und wurde um 1850 nach England eingeschleppt. In der Folge breitete sie sich nur langsam über Norddeutschland (vor allem in Brackwassergebieten) aus. Erst in jüngster Zeit gewann die Ausbreitung an Rasaniz, vermutlich durch das Aussetzen von Fischbrut begünstigt. Erstmals wurde die Art von STOJASPAL 1975 für Österreich nachgewiesen. Mittlerweile ist sie aus allen Bundesländern bekannt (SATTMANN & MILDNER 1998).

Die Neuseeländische Zwergdeckelschnecke wurde aus dem Kampgebiet erstmals von FRANK 1985 gemeldet (Rastenberg, kleiner Wasserlauf nahe des Gasthofes Rucker). Die Hochwässer des Jahres 1996 ließen große Mengen an Genisten (= Anspülungen haupt-



Neuseeländische Zwergdeckelschnecke *Potamopyrgus antipodarum* (GRAY, 1843) aus den Anschwemmungen der Taffa bei Horn

sächlich aus Blättern und Ästchen, aber auch manchmal mit einer beachtlichen Menge an Schneckengehäusen) zurück. Deren Untersuchung zeigte, daß *Potamopyrgus antipodarum* im Kampsystem weit verbreitet ist (Genist der Kleinen Taffa bei Groß-Burgstall, zahlreich an Steinen im Bach von den Altenburger Teichen zur Kleinen Taffa, massenhaft im Genist des Mödringerbaches zwischen Mödring und Horn, daselbst auch an Steinen, massenhaft im Genist der Taffa am nördlichen Ortsrand von Rosenberg, zahlreich im Genist des Kamp in Plank, massenhaft im Genist des Kamp bei Zöbing).

Die meisten werden nun einwenden, daß uns das eigentlich egal sein könnte und daß die Fische jetzt wenigstens etwas zu fressen hätten. Dagegen ist aber anzumerken, daß man die wirklichen Auswirkungen einer eingeschleppten Tierart oft erst nach Jahr-(zehnt)en erkennen kann. So war auch die Hoffnung des Autors bei der Meldung des Erstnachweises der Spanischen Wegschnecke *Arion lusitanicus* MABILLE 1868 (bei REISCHÜTZ & STOJASPAL 1972) eine krasse Fehleinschätzung („[...] bei den folgenden Nachsuchen wurden trotz des feuchten Frühjahres 1972 keine weiteren Exemplare mehr gefunden, so daß es sich um eine einmalige Einschleppung handeln dürfte“).

Das Auftreten der Neuseeländischen Zwergdeckelschnecke ist ein Alarmsignal, da sie ein Anzeiger für die zunehmende Versalzung der Gewässer ist. Sie ist zwar ziemlich klein (4-5 mm hoch), stellt wegen ihrer Massenvermehrung (oft mehr als 100000 Exemplare pro m²) aber eine ernste Konkurrenz für die empfindlicheren einheimischen Arten dar, deren Zahl schon vor der Ausbreitung des Neuankömmlings alarmierend zurückgegangen war.

Literatur

- FRANK C. (1985): Drei neue Fundorte von *Potamopyrgus jenkinsi* in Österreich (Prosobranchia: Hydrobiidae). – *Heldia* 1 (2): 67-70, München.
- REISCHÜTZ P. L. & F. STOJASPAL (1972): Bemerkenswerte Mollusken aus Ostösterreich. – *Mitt. zool. Ges. Braunau* 1 (13): 339-344.
- SATTMANN H. & P. MILDNER (1998): Nachweise der Neuseeländischen Zwergdeckelschnecke *Potamopyrgus antipodarum* (GRAY, 1843) im Burgenland und in der Steiermark. – *Nachr.bl. erste Vorarlb. malak. Ges.* 6:1, Rankweil.
- STOJASPAL F. (1975): *Potamopyrgus jenkinsi* (E. A. SMITH, 1889) in Österreich. – *Mitt. dtsh. malak. Ges.* 3 (28/29): 243, Frankfurt/M.

Brücken und Stege in der Stadt Zwettl

Die sehr alte Stadt Zwettl feiert im Jahr 2000 ein 800-Jahr-Jubiläum. Dieses erinnert an die Verleihung des Stadtrechtsprivilegs vom 28. Dezember 1200 („urbanos nostros Zwetlenses“), mit welchem der Babenberger Herzog Leopold VI. „seinen Zwettler Bürgern“ jenes Recht (Handelsrecht) gewährte, das seine Kremser Bürger schon hatten. Diese Urkunde stellt keine eigentliche Stadtrechtsverleihung dar. Ihre Bedeutung liegt auf der Bezeichnung „urbanos“ (= Bürger). Zwettl gilt seither als Stadt. Es besaß damals bereits den Rang einer Stadt und war nicht mehr nur ein „Ort mit Marktfunktion“.¹⁾ Zwettl bestand als Ort schon einige Jahrhunderte vorher und gehörte zu jenen uralten slawischen und deutschen Siedlungen, die zur Zeit der Landnahme und Besiedlung durch Bayern und Franken im 11. und 12. Jahrhundert, vor allem in Flußniederungen, bereits bestanden.²⁾ Der Name Zwettl stammt vom altslawischen Wort „světla“ = die Lichte (Lichtung im Wald). Der Name des Zwettlflusses wurde auf die Siedlung übertragen.

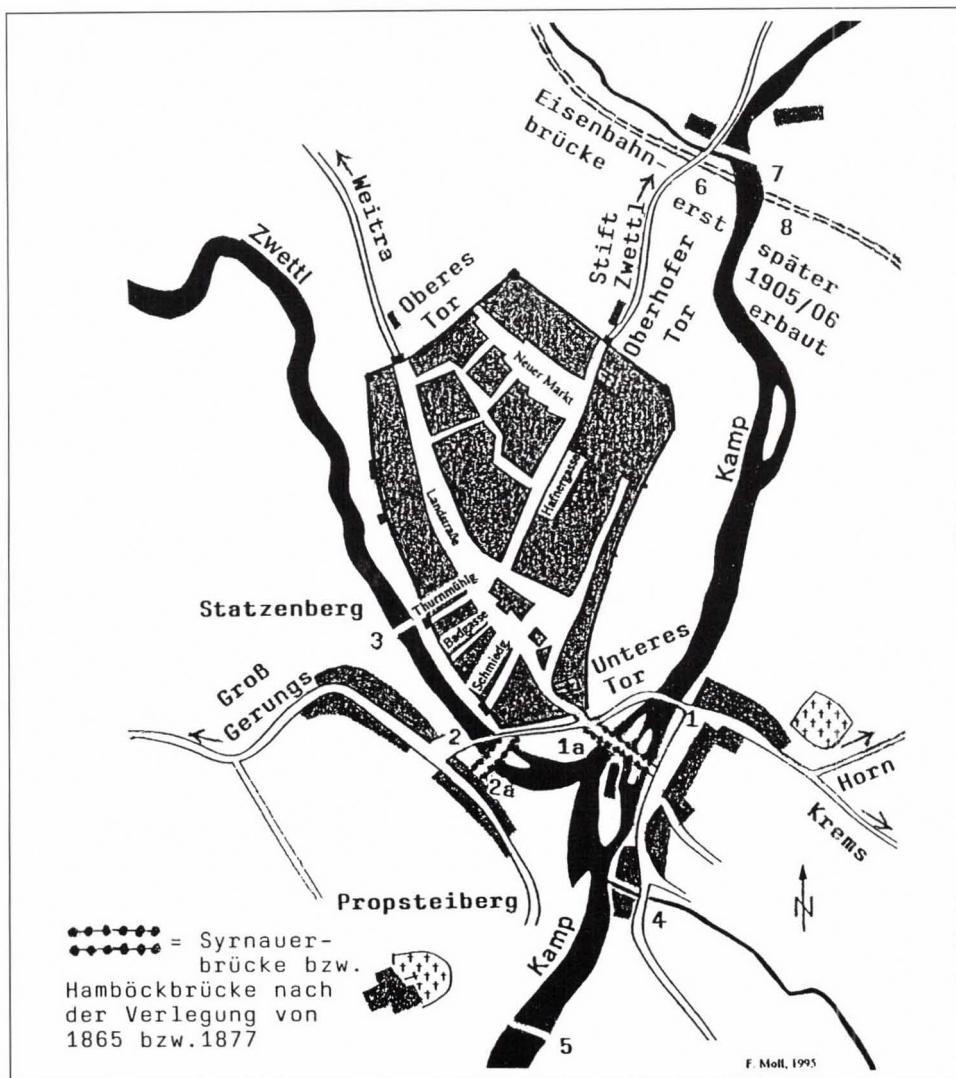
Zwettl liegt in einem Talkessel, der durch den Zusammenfluß einiger Flüsse, hauptsächlich durch die Mündung der Zwettl in den Kamp, gebildet wurde. Außerdem mündeten hier noch zwei Bäche in den Kamp, der Sierningbach und der Gradnitzbach. Da Zwettl seit den ältesten Zeiten durch seine Lage einen Verkehrsmittelpunkt darstellte, waren hier von Anfang an Brücken und Stege sehr wichtig. Sie bestanden ursprünglich aus Holz und mußten daher sehr oft erneuert werden, bis man vor etwas mehr als 100 Jahren begann, dafür beständigeres Material zu verwenden (1893 Bau der eisernen Syrner Brücke), und bis man schließlich in unserem Jahrhundert die Brücken aus Beton bzw. Eisenbeton baute.

Der Verlauf der Straßen war früher größtenteils anders als heute. Die alte Kremser Straße (Galgenbergstraße), in die südlich des Syrner Friedhofes die Horner Straße einmündete, verlief vom Galgenberg in gerader Richtung über die Kampbrücke und erreichte bei der heutigen Johanneskapelle (1783 neu errichtet) das linke Kampufer (Johannes von Nepomuk ist ein Brückenheiliger). Die Straße führte am linken Kampufer flußaufwärts zu einer Stelle, wo sie nach der heutigen Hamböckbrücke in schräger Richtung über die Perzlbrücke verlief und einen Platz erreichte, wo gleich rechts der Hammerweg abzweigte. Auf der linken hinteren Seite führte wie heute die Kampalstraße in die Koppenzeil. Auf der rechten hinteren Seite verlief damals die Gerungser Straße über die Steinwand (heute Propsteigasse) durch den Ort Moidrams weiter nach Groß Gerungs. In der Syrner zweigte von der Kremser Straße (Galgenbergstraße) die Syrner Straße ab und führte über die Sierningbachbrücke weiter nach Ottenschlag (Ottenschlager Straße). Vom Unteren Stadttor (Mautstelle) verlief wie heute die Landstraße durch die Stadt und vom Oberen Stadttor weiter nach Weitra. In der Stadt zweigte von der Landstraße die Hafnergasse ab (heute Hamerlingstraße) und führte über das Oberhofer Tor und die Gradnitzbachbrücke nach Stift Zwettl.³⁾

¹⁾ Walter Pongratz, Geschichte der Stadt bis 1648. In: Hans Hakala / Walter Pongratz, Zwettl-NÖ, 1. Band: Die Kuenringerstadt (Zwettl 1980) S. 44.

²⁾ Walter Pongratz, Die Landnahme und die Besiedlung des Zwettler Raumes. In: Hans Hakala / Walter Pongratz, Zwettl-NÖ (wie Anm. 1) S. 36.

³⁾ Walter Pongratz und Hans Hakala, Der Name. In: Hans Hakala / Walter Pongratz, Zwettl-NÖ (wie Anm. 1) S. 18.



Brücken in der Stadt Zwettl

- 1 Große Brücke über den Kamp, Syrnauer Brücke (Johanneskapelle)
- 1a Syrnauer Brücke, Neubau 1865 (unterhalb der Lagerhausmühle)
- 2 Parkbrücke, Perzlbrücke über die Zwettl zur Abzweigung der Propsteigasse und der Kampalstraße
- 2a Hamböckbrücke, erst seit 1927, Neuerrichtung an dieser Stelle 1877
- 3 Wichtlbrücke seit 1908 über die Zwettl, vorher Röhrensteg
- 4 Syrningbachbrücke, steinerne Brücke 1867 errichtet
- 5 Brücke bei der Mayermühle über den Kamp, Verbindung Syrnau-Koppenzeil / Steg errichtet 1865, Brücke 1872
- 6 Gradnitzbachbrücke, gemauerte und gewölbte Brücke errichtet 1861
- 7 Oberhoferbrücke, neueste Brücke, erst 1976/77 an der Stelle von drei alten Brücken errichtet
- 8 Eisenbahnbrücke, 1905/06 gebaut

Brücken

1. Die Syrnauer Brücke

Diese Brücke über den Kamp läßt sich schon sehr früh nachweisen. Bereits 1449, also vor rund 550 Jahren, wird sie in einer Urkunde erwähnt. Am 19. September 1449 verkauften Richter und Rat der Stadt Zwettl „[...] *den pruckstaß* [Grundstück] *gelegen enhalb* [jenseits] *des Champs zunachst Hannsen, des messrer, haus und stost mit ainer seiten auf die Landstras, die da get über den Galigenperk, davon man uns all jar jerlich dient zu purkrecht ze hilf der pruckchen in die stat zu Zwettl an sand Jorigen tag* [am St. Georgstag] *4 dn.* [4 Pfennig] *der swarzen* [schwarzen] *Wiener müns* [Wiener Münze] *...dem Hannsen den Messerer und Kathrein, seyner Hawsfrawn*“ [seiner Hausfrau...].⁴⁾

Eine Stelle in einem Ratsprotokoll von 1655 berichtet von einem Hochwasser, durch welches die Syrnauer Brücke schwer beschädigt wurde: „Wassernoth“. Am Sonntag Invocavit (1. Fastensonntag) hat sich das Wasser (der Zwettl) durch Regen und warmen Wind über das Ufer ergossen, und es wurde das Eis gehend. Dadurch wurden mehrere steinerne Wehren und fast alle Brücken und Stege samt vielen Mühlen weggerissen, die Mauern unterwaschen und viele hundert Sägebloche und Bäume samt anderem Gehölz heruntergeschwemmt. Sodann wurde die Brücke bei der Mallermühl (Perzlmühle) samt Garten und das Vorhaus bei der Eisstube weggerissen. Am selben Tag um 2 Uhr nachmittags wurde auch der Kamp gehend. Durch das viele Eis ergossen sich die Wassermassen zum Tor (Unteres Stadttor) herein zum Brotladen (Verkaufslokal für Backwaren). Das steinerne Kreuz bei der Brücke wurde in den Kamp geworfen und ein Teil der Brücke weggerissen. Die Stadel standen alle im Wasser. Allerorten entstand solcher Schaden, daß man es nicht beschreiben kann und solche Eisgüsse wohl auch niemals vorher waren.⁵⁾

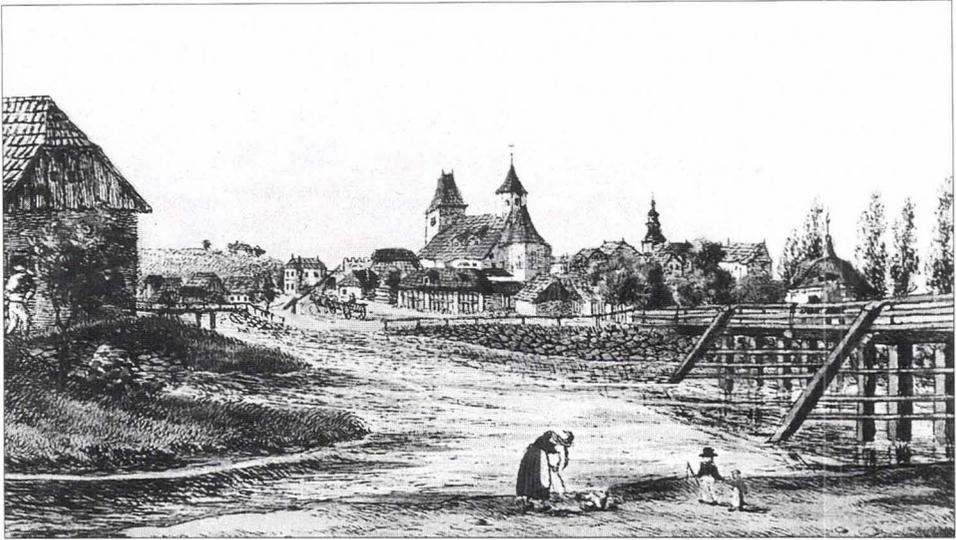
In einem Ratsprotokoll der Gemeinde von 1824 wird erwähnt, die Kommission hätte sich bereits im März dieses Jahres überzeugt, daß eine Neuherstellung der großen Kampbrücke (Syrnauer Brücke) und ihrer Brückenköpfe notwendig sei. Es wurde auch der hierzu verfaßte Plan samt Kostenvoranschlag vorgelegt. Wahrscheinlich wurde damals die Brücke nicht neu gebaut, sondern nur die alte instandgesetzt.⁶⁾

Die Brücke über den Kamp bei der Johanneskapelle wurde durch Hochwasser, vor allem aber durch Eisstöße immer wieder beschädigt. Sie war 41,5 m lang und ruhte auf zwei hölzernen Jochen. 1865 war sie wieder einmal dringend reparaturbedürftig. Da man die bisher notwendigen und oft sehr kostspieligen Reparaturen in Hinkunft vermeiden wollte, faßte die Gemeinde den Plan, etwas weiter flußaufwärts eine neue Holzbrücke zu errichten, die nur mehr auf einem Pfeiler in der Flußmitte ruhen sollte. Wegen des hier deutlich schmälern Flußbettes war die Brückenlänge nur mehr 28,8 m. Die Brücke, die noch 1865 gebaut wurde, erreichte das Syrnauer Ufer unmittelbar unterhalb der Maismühle (heute Lagerhauswerkstätte), deren Besitzer damals Josef Weghuber war. Die Mühle lag knapp oberhalb der Einmündung von Mühlbach und Talschuß in den Kamp. Es war daher notwendig, diese beiden Bäche im Mündungsbereich einzuwölben und zu überdachen. Dadurch entstand in der Syrnau zwischen der Mühle und den Häusern Nr. 2

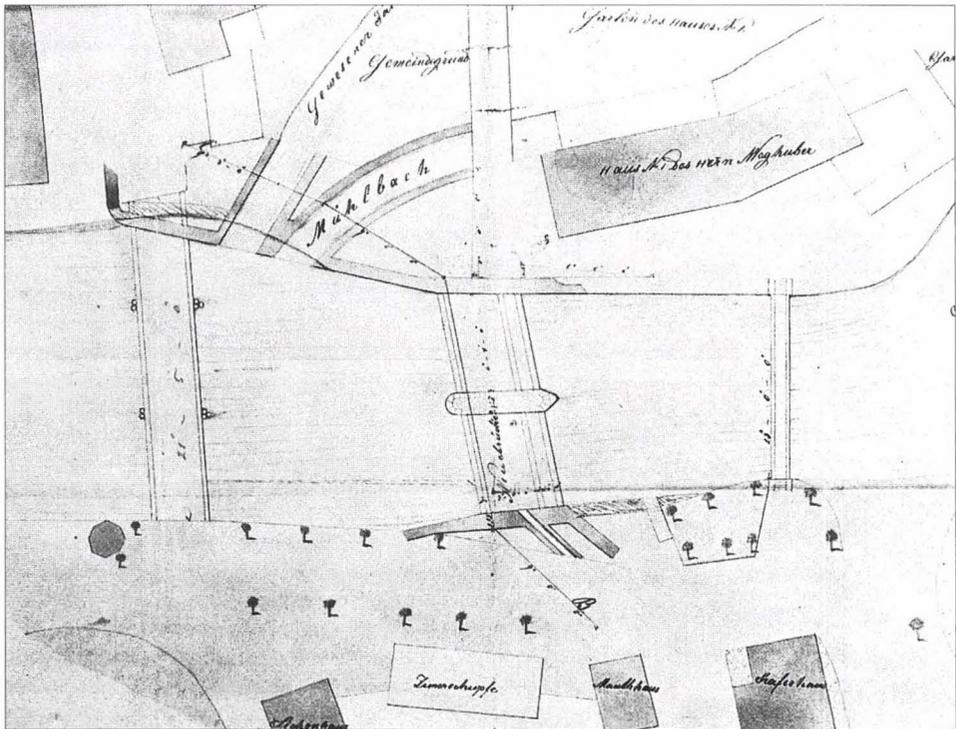
⁴⁾ Stadtarchiv Zwettl (StAZ), Sign. 1/26, Urkunde vom 19. September 1449.

⁵⁾ StAZ, Sign. 2/10, Ratsprotokolle vom 4. April 1642 bis 16. März 1657, fol. 505-506.

⁶⁾ StAZ, Kart. 25 A, Ratsprotokoll vom 5. August 1824.



Zwettl von der Syrnavau aus gesehen, um 1800. Rechts die hölzerne Kampbrücke mit der Johanneskapelle, die 1783 errichtet wurde; in der Mitte die Pfarrkirche mit gotischem Kirchturm und Dachreiter. Links führt der Weghuberstieg vom städtischen Mauthaus zur Maismühle auf der Insel.



Bauplan für den Neubau der Syrnavauer Brücke im Jahre 1865 (Baumeister Anton Gareis)



Die eiserne Brücke (Syrnauerbrücke) über den Kamp um 1900, in der Mitte die Pfarrkirche.

(Schmiede) und Nr. 3 (Bäcker) ein neuer Platz (Syrnauer Platz). Die Brücke erhielt außer der Fahrbahn noch einen Fußgängersteig. Daher benötigte man den bisher bestehenden Mühlensteg (Weghubersteg) nach der Fertigstellung der Brücke nicht mehr, und dieser konnte nachher abgerissen werden. Auf der Stadtseite mündete die Brücke beim städtischen Mauthaus und dem Kaffeehaus in die Landstraße.⁷⁾

Bereits 1892 faßte die Gemeinde den Plan, die bestehende Holzbrücke durch eine eiserne zu ersetzen. Die k.k. n.ö. Statthaltereie ersuchte, bezüglich der Herstellung des Projektes einer eisernen Brücke über den Kampfluß über die Notwendigkeit, Dringlichkeit und die voraussichtlichen Kosten innerhalb eines Monats zu berichten. Diese Brücke wurde im Jahre 1893 tatsächlich gebaut. Die Brückenbahn sollte beiderseits durch solide Geländer begrenzt und während des Umbaus eine Notbrücke errichtet werden.⁸⁾ Erst im Jahre 1970 wurde die eiserne Brücke durch eine Betonbrücke ersetzt.⁹⁾

2. Die Hamböckbrücke, früher Perzlbrücke (Parkbrücke)

Die Hamböckbrücke über den Zwetlfluß war ebenso wie die Syrner Brücke einst nicht an derselben Stelle wie heute. Von der Johanneskapelle (neben der Syrner

⁷⁾ Friedel Moll/Werner Fröhlich, Zwetl in alten Bilddokumenten. Zwetl auf historischen Fotos, Ansichtskarten und Veduten vom frühen 14. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts (Budapest 1997) S. 29-30.

⁸⁾ StAZ, Kart. 84 A, Nr. 608.

⁹⁾ Hans Hakala, Chronik der Stadt Zwetl-NÖ (Zwetl 1986) S. 65. – Franz Bleidl, Zwetl von 1848 bis 1918. In: Hans Hakala / Walter Pongratz (wie Anm. 1) S. 88.

Brücke) führte die Straße am Kamp und an der Zwettl flußaufwärts und überquerte die Zwettl in schräger Richtung etwas oberhalb der heutigen Brücke. Die damalige Holzbrücke wurde im Winter 1876 stark beschädigt, und ein Teil der rechtsseitigen Wassermauer war eingestürzt. Die Gemeinde verlangte, die Reparaturen in Eigenregie vornehmen zu lassen. Ein Jahr später wurde jedoch die Neuherstellung der Brücke verlangt. Der vorgelegte Plan wurde nicht sofort akzeptiert¹⁰⁾, aber im Sommer 1877 doch die rechtsseitige Wassermauer hergestellt, die Ufer der Zwettl eingeeignet und noch in diesem Jahr die neue Brücke erbaut. Anstatt der alten Brücke, die drei Joche hatte und schräg über den Zwettlfluß führte, wurde die neue einige Klafter unten in gerader Richtung über den Fluß und ohne Joche errichtet.¹¹⁾ Die Brücke heißt seit der Fertigstellung im Jahre 1877 Hamböckbrücke. Hamböck (Hambeck) war Färbermeister am benachbarten Hammerweg, heute Gerungser Straße 1 (Scharitzer). Franz Hamböck starb 1915. Sein Großvater, der aus dem Bezirk Waidhofen a. d. Thaya stammte, hatte in den Färbereibetrieb eingehiratet. Die Brücke hieß bis 1877 Perzlbrücke nach der 1867 abgebrannten benachbarten Perzlmühle. Josef Perzl hatte nach dem Brand eine Mühle in Dippersdorf bei Ziersdorf an der Schmida erworben und war dorthin ausgewandert.¹²⁾ Die Hamböckbrücke wurde 1927 als Betonbrücke gebaut und blieb bis heute so erhalten, nur daß später ein Fußgängersteig errichtet wurde.¹³⁾

3. Die Wichtlbrücke

Die Brücke am Zwettlfluß ist nach dem Großvater des letzten Ende Oktober 1998 verstorbenen Besitzers der früheren Wichtlmühle, die erst 1977 stillgelegt wurde, benannt. Alois Wichtl war der Gründungsobmann des ersten Wechselstromkraftwerks im damaligen Österreich-Ungarn. Dieses wurde 1897/98 gebaut (Sgraffito am Transformator westlich der Brücke).¹⁴⁾

Bei der Mühle, die früher Gruebmühl, nachher Thurmmühl und erst viel später Wichtlmühle genannt wurde, führte ein Durchgang zum Zwettlfluß außerhalb der Stadtmauer. Die hölzernen Rohre der zweitältesten Zwettler Wasserleitung (Brühlwasserleitung) führten hier über die Zwettl. 1870 wurden sie durch eiserne Rohre ersetzt. Über den Rohren wurde ein Steg gebaut, der sogenannte Röhrensteg. Als 1892 die Kaiser-Franz-Josef-Wasserleitung entstand, wurden die Rohre entfernt.¹⁵⁾ Der Steg blieb aber erhalten und hieß nachher Wichtlsteg. Im Jahre 1878 wurden die Uferschutzmauern durch Hochwasser beschädigt und mußten zum Teil erneuert werden.¹⁶⁾

¹⁰⁾ StAZ, Sign. 2/22, Ratsprotokolle vom 1. März 1876, S. 696, Punkt 31 der Tagesordnung bzw. vom 18. Mai 1877, S. 830, Punkt 15 der Tagesordnung und vom 29. August 1877, S. 854, Punkt 2 der Tagesordnung; Kart. 181 (Plan Hamböckbrücke, 1876).

¹¹⁾ StAZ, Chronik Weigelsperger / Haunsteiner. S. 58.

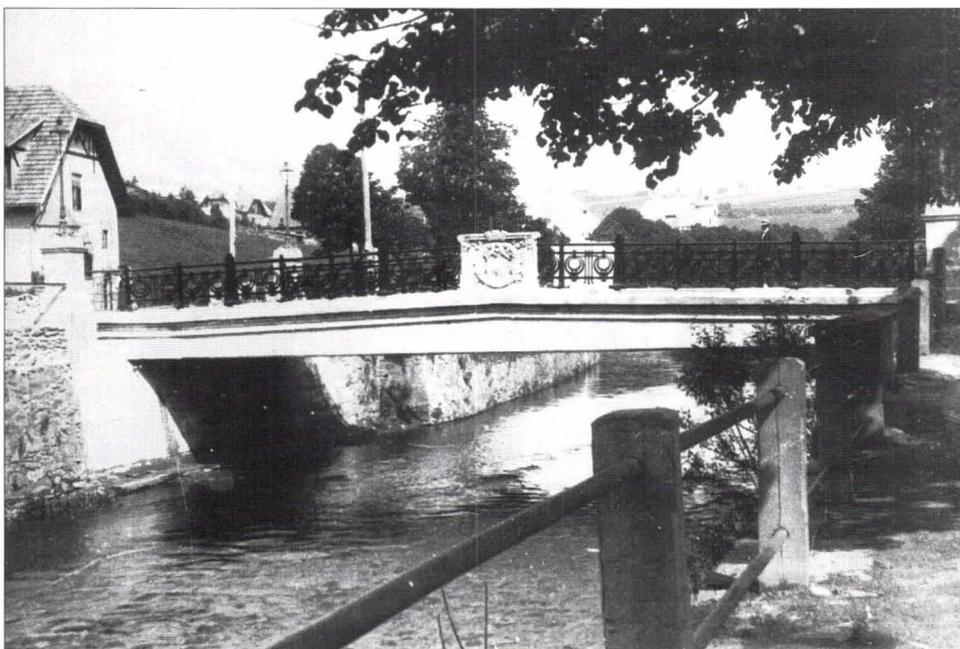
¹²⁾ Pfarrarchiv Zwettl, Trauungsbuch VI, 72 bzw. Sterbebuch IX, 225, 30. – StAZ, Kart. 92, Nr. 257, Schreiben des Josef Perzl vom 4. 4. 1908.

¹³⁾ Franz Bleidl, Zwettl von 1848 bis 1918 (wie Anm. 9) S. 88. – Hans Hakala, Chronik der Stadt Zwettl-NÖ (wie Anm. 9) S. 43.

¹⁴⁾ Josef Leutgeb, die ZEG – das erste Wechselstromkraftwerk Österreich-Ungarns. In: Hans Hakala / Walter Pongratz, Zwettl-NÖ (wie Anm. 1) S. 379-380.

¹⁵⁾ Franz Bleidl, Zwettl von 1848 bis 1918 (wie Anm. 9) S. 88, Pkt. 8. – Kurt Harrauer, Die Trinkwasserversorgung. In: Hans Hakala / Walter Pongratz, Zwettl-NÖ (wie Anm. 1) S. 93-94.

¹⁶⁾ StAZ, Sign. 2/22, Ratsprotokoll vom 22. Juni 1878, S. 936, Punkt 1 der Tagesordnung.



Die Wichtlbrücke über die Zwettl, erbaut 1908 (Jubiläumsbrücke, 60jähriges Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs I.).

Im Sitzungsbeschluß vom 8. Juli 1907 erklärte sich der Bezirksstraßen-Ausschuß bereit, für den Bau einer neuen Brücke anstatt des Wichtlsteges 12000 Kronen zu leisten, wenn die Gemeinde folgende Bedingungen erfüllt:

1. Aufhebung der Mauten.
2. Übernahme des Teiles der Bezirksstraße II. Ordnung Nr. 155, welcher zwischen der Wichtlmühle und der Hamböckbrücke liegt, in die Erhaltung der Gemeinde.
3. Einlösung des Grundes für die Rampenanlagen der neuen Brücke.

Diese Brücke entstand 1908 dann tatsächlich (Jubiläumsbrücke). 1970 wurde schließlich die heutige Wichtlbrücke als neue Stahlbetonbrücke gebaut.¹⁷⁾

4. Die Sierningbachbrücke

Die Sierningbachbrücke bei der Brauerei Schwarz war früher von größerer Bedeutung als heute, weil seit Jahrhunderten der gesamte Verkehr in Richtung Ottenschlag über diese Brücke führte. Dies änderte sich erst, als 1986 die Lagerhausmühle (Maismühle) abgetragen wurde und entlang des Kampflusses und der Zwettl eine neue Straße entstand, welche die Gerungser Straße, die Horn-Kremser Straße und die Ottenschlager Straße direkt miteinander verband. Nach zweimaliger Überquerung des Kampflusses, beim Stadtpark und nach der Brauerei, erreicht sie wieder die alte B 36.

Über den Sierningbach führte sehr lange Zeit eine hölzerne Brücke. Erst im Mai 1867 beschloß die Gemeinde den Bau einer neuen, gemauerten Brücke über den Schleifgra-

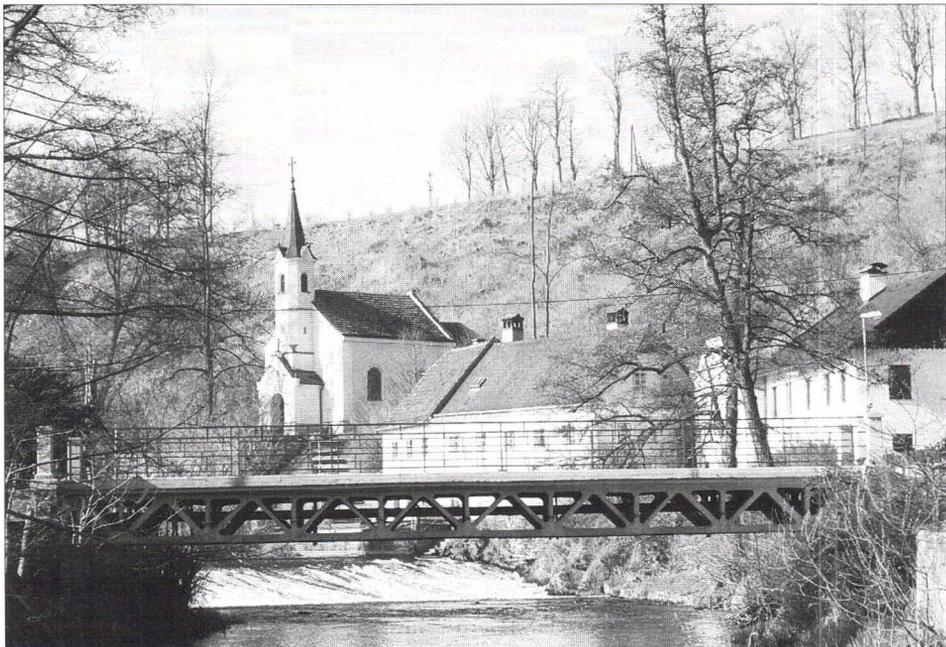
¹⁷⁾ StAZ, Kart. 92, Nr. 26/1908.

benbach (Sierningbach) in der Srynau anstatt der bisherigen Holzbrücke. Nach dem beigeschlossenen Plan von Baumeister Gareis sollte der Bau ohne Verzug begonnen und noch in diesem Jahr vollendet werden. Laut Protokoll vom 4. Februar 1868 wurde bei der Kollaudierung vermerkt, daß der Brückenbau vollständig solid und tadellos ausgeführt wurde. Ebenso sei das vorliegende Maß genau eingehalten worden.¹⁸⁾

Der Bezirksstraßenausschuß erklärte sich 1903 bereit, die Brücke über den Srynau-bach umzubauen, verlangte aber dafür 1700 Kronen, außerdem für die Mehrkosten der Verbreiterung von 5,5 m auf 9,9 m die Beistellung des Ziergeländers auf eigene Kosten sowie ein Fuhrwerk zum Zuführen der Baumaterialien. Die Gemeinde erklärte sich zu den Leistungen bereit. Daher wurde noch 1903 die Brücke gebaut.¹⁹⁾

5. Die Brücke bei der Mayermühle über den Kamp (Koppenzeil)

Im Jahre 1865 ersuchte der Mühlenbesitzer Anton Weinpolter um die Neuerrichtung des Bründlsteges. Dieser Steg, der sich bisher oberhalb der Mühle befand, sollte nun unterhalb derselben errichtet werden. Wegen der geringen Breite des Kampflusses könnte dort der Steg aus kürzeren Bäumen hergestellt werden. Die Kommission verwies später darauf, daß durch die Errichtung des Steges unterhalb der Mühle der Verkehr zwischen den Katastralgemeinden Koppenzeil und Srynau bedeutend erleichtert würde und bei Feuersbrünsten den Bewohnern beider Gemeinden schneller geholfen werden könnte. Müllermeister Weinpolter übernahm die Verpflichtung, den erforderlichen Steg



Brücke über den Kamp bei der Mayermühle, dahinter Bründlkirche.

¹⁸⁾ StAZ, Kart. 68, Nr. 191/1867.

¹⁹⁾ StAZ, Kart. 89, Nr. 333/1903.

über den Mühlbach aus eigenen Mitteln herstellen zu lassen und instand zu halten, ebenso den notwendigen Zugang zum Steg ohne Entgelt abzutreten.²⁰⁾

Infolge Ausschlußbeschlusses der Gemeinde vom 22. Februar 1872 wird anstatt des bisherigen Bründlsteiges an derselben Stelle oder etwas unterhalb eine Brücke gebaut. Müllermeister Weinpolter erklärt sich dazu bereit, die Überbrückung des Mühlbaches aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Der Mautpächter bringt vor, daß durch den Brückenbau die Maut sehr leicht umgangen werden könne, und regt an, für Fremde eine Sperre zu errichten.²¹⁾

Im Verlauf der Plenarversammlung im August 1872 wird mitgeteilt, daß der Bau der Brücke über den Kamp bei der sogenannten Fürstmühle ins Stocken geraten sei, weil Herr Weinpolter, der die Brücke am meisten benützen wird, sich zu keiner Leistung bei der Herstellung herbeilassen will. Im Juni 1875 beantragt Herr Weinpolter aber, es solle Sorge getragen werden, daß Koppenzeil und Syrnau durch eine Brücke verbunden werden. Im September desselben Jahres wird beschlossen, die Brücke nach dem von Baumeister Gareis vorgelegten Plan und dem entsprechenden Kostenvoranschlag zu erbauen, und zwar im Frühjahr 1876. Anton Weinpolter verpflichtet sich, diese Brücke auf Lebenszeit zu erhalten. Der Bau wurde 1876 tatsächlich durchgeführt.²²⁾

6. Die Gradnitzbachbrücke

Diese Brücke war seit Jahrhunderten nicht nur für die Stadt, sondern vor allem für das Stift Zwettl sehr wichtig, da doch der frühere „Gasthof zum Goldenen Stern“ (Artner) Stiftstaverne war. Überdies wurde die Oberhofer Mühle (Köpplmühle) einst vom Kloster als Grundherr angelegt. Oberhof war zum Unterschied von anderen Höfen wie Edelhof, Ratschenhof, Dürnhof usw. nach dem Laufe des Kampflusses eben der obere Hof des Stiftes Zwettl.²³⁾

Über den Gradnitzbach führte mehr als 700 Jahre eine Holzbrücke. Erst im März 1859 wurde ernstlich der Plan ins Auge gefaßt, vor dem Artnerischen Haus eine gemauerte und gewölbte Brücke errichten zu lassen. Diese wurde zwei Jahre später tatsächlich gebaut (steinerne Brücke). Erst seit dem Bau der Oberhofer Brücke im Jahre 1980 gibt es diese nicht mehr, da das gesamte Ende des Gradnitzbaches unter der Straße verschwand und der Bach weiter östlich als früher in den Kamp mündet.²⁴⁾

7. Die Oberhofer Brücke

Die Oberhofer Brücke ist außer der Eisenbahnbrücke die größte und unter den Straßenbrücken die jüngste. Sie ist ein Stahlbetonbau und trat an die Stelle von drei früheren Brücken, den beiden hölzernen über den Kamp und den Mühlbach sowie der Steinbrücke über den Überlauf. Diese neue, große Brücke wurde am 13. Dezember 1980 samt der Umfahrung von Zwettl (direkte Verbindung der Horner bzw. Kremser Straße mit der Schwarzenauer Straße) dem Verkehr übergeben.²⁵⁾ Dadurch wurde eine frühere

²⁰⁾ StAZ, Kart. 66, Nr. 82.

²¹⁾ StAZ, Sign. 2/22, Ratsprotokolle vom 22. Februar 1872, Punkt 52 der Tagesordnung und vom 18. April 1872, Punkt 4 der Tagesordnung.

²²⁾ Ebenda, Ratsprotokolle vom 22. August 1872, 25. Juni 1875, 4. September 1875 und 11. September 1875.

²³⁾ Hans Hakala, Die Pfarre Zwettl Stadt. In: Hans Hakala / Walter Pongratz, Zwettl-NÖ, 2. Band. Die Gemeinde (Zwettl 1982) S. 666-667.

²⁴⁾ StAZ, Kart. 58, Nr. 124.

²⁵⁾ Hans Hakala, Chronik der Stadt Zwettl-NÖ (wie Anm. 9) S. 72.



Frühere Holzbrücke über den Kamp bei Hochwasser in Oberhof, dahinter Gasthof Artner (ehemalige Stiftstaverne).

Verkehrsmisere, die öfters durch Hochwasser verursacht wurde, für alle Zeiten beseitigt. Damals waren in solchen Fällen die Straßen manchmal einige Tage unpassierbar. So ließen starke Regenfälle am 11. Mai 1951 plötzlich den Kamp und die Zwettl aus den Ufern treten, und sie überschwemmten große Teile der Stadt. Die Gartenstraße, die Allentsteiger Straße, die Kremser Straße, die Parkgasse, die Hauensteiner Straße und die untere Klosterstraße waren überschwemmt. Beim Gasthof Artner in Oberhof stand das Wasser 1,60 Meter hoch. Verschiedene Gebäude standen tief im Wasser und waren abgeschnitten, so die Köpplmühle, die Mayermühle, die Hammerschmiede Fürst und die Gasthöfe Artner und Loidl.²⁶⁾

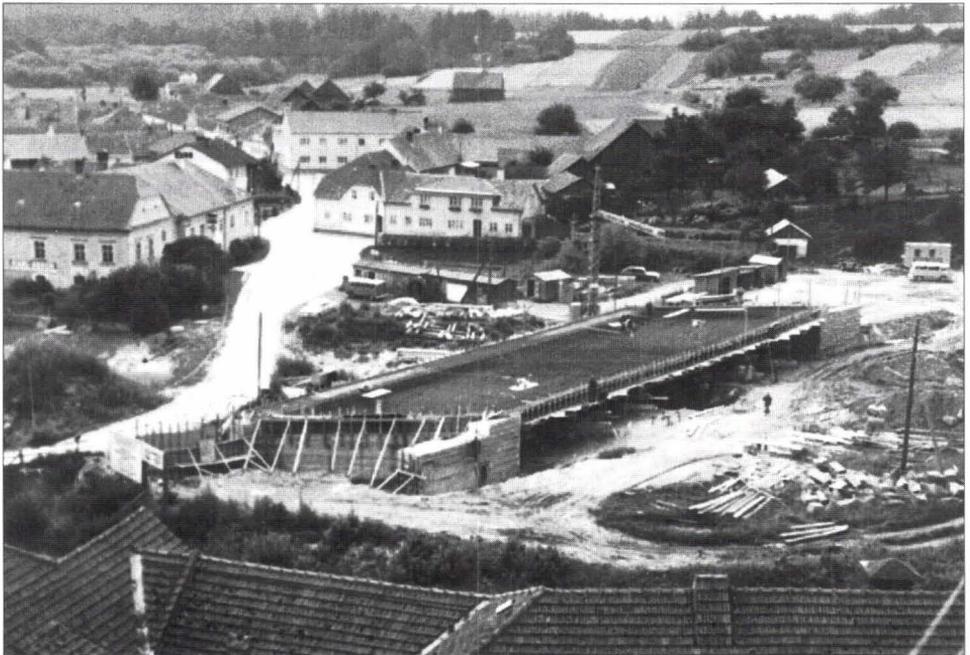
Eine weitere große Überschwemmung gab es am 12. und 13. August 1959. Am 12. August abends stieg der sonst harmlose Sierningbach mit einer derartigen Geschwindigkeit, daß innerhalb von 10 Minuten fast die ganze Wasserleitungsstraße, die obere Syrner Straße und ein Teil der Hauensteinerstraße 1,10 Meter unter Wasser standen. In Oberhof erreichte das Hochwasser schon 1½ Meter. Im Gastzimmer begannen die Tische zu schwimmen. Vom Haus Klosterstraße 27 (Kugler) bis zur Allentsteiger Straße 8 (Brenner) sah man Männer in Booten fahren. Die Oberhofer Brücke war der Wucht der Wassermassen nicht mehr gewachsen. Sie brach und wurde von den Fluten mitgerissen. Sie blieb in der Öchselweide hängen und wurde später dort gefunden.²⁷⁾

²⁶⁾ Josef Leutgeb, Zwettl von 1918 bis 1980. In: Hans Hakala / Walter Pongratz (wie Anm. 1) S. 149. – Hans Hakala, Chronik der Stadt Zwettl-NÖ (wie Anm. 9) S. 56.

²⁷⁾ Josef Leutgeb, Zwettl von 1918 bis 1980. In: Hans Hakala / Walter Pongratz (wie Anm. 1) S. 161. – Hans Hakala, Die Pfarre Zwettl Stadt (wie Anm. 23) S. 671.



Überschwemmung in Oberhof 1951, Straßen und Brücken unpassierbar.
(Alle Repros: Werner Fröhlich, Zwettl)



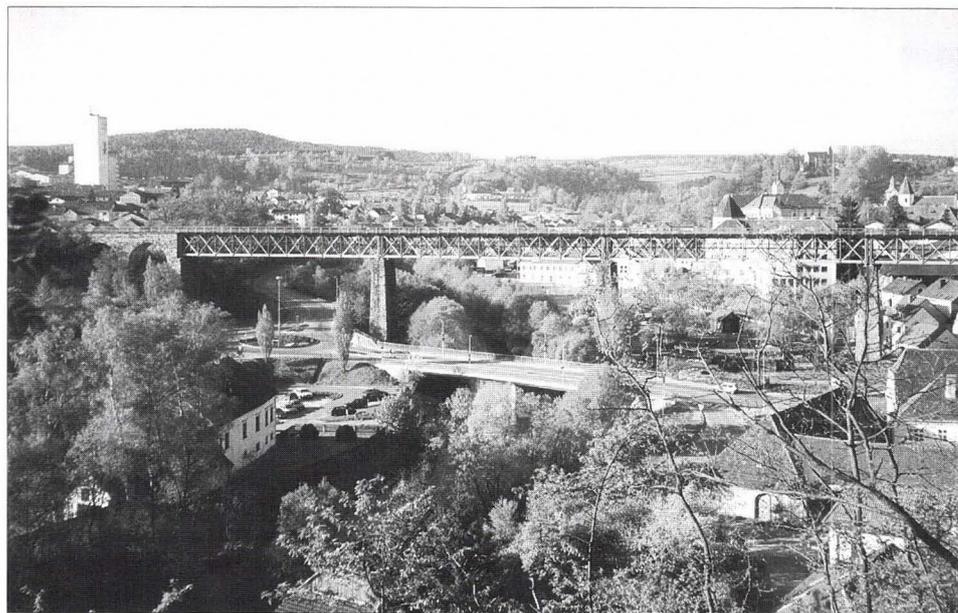
Bau der großen Oberhofer Brücke über den Kamp in den Jahren 1976/77; offizielle Eröffnung mit der Umfahrung in Zwettl am 13. Dezember 1980.

Seit der Kamp in sein neues Bett gezwungen wurde und die Oberhofer Brücke gebaut war, dürfte hier am meisten gefährdeten Punkt die Hochwassergefahr endgültig gebannt sein. Dies zeigte sich bereits nach den Regenfällen vom 12. und 13. Mai 1996. Am 14. und 15. Mai war durch Überflutung nur ein ganz kurzes Stück der Straße nach Stift Zwettl gesperrt (Allentsteiger Straße), während es sonst nirgends Verkehrsbehinderungen gab. Die Straßen- und Brückenbauten, vor allem der Bau der Oberhofer Brücke, haben sich also bestens bewährt.

8. Die Eisenbahnbrücke

Diese Brücke, die 1905/06 erbaut wurde, gehört eigentlich irgendwie zu den Straßenbrücken, weil sie auch dem Verkehr dient. Im Stadtbild ist sie optisch ein Blickfang und darf sicher auch als eines der Wahrzeichen der Stadt angesehen werden.

Am 4. Juli 1896 wurde die Bahnstrecke Schwarzenau – Zwettl feierlich eröffnet. Der Weiterbau nach Martinsberg-Gutenbrunn verzögerte sich wegen geschätzter hoher Kosten (Brücken!) noch etwas, sodaß erst am 15. Juli 1903 die Genehmigung zum Weiterbau erteilt wurde.²⁸⁾ Die Oberhofer Brücke wurde daher erst 1905/06 errichtet. An der Eisenbahnstrecke arbeiteten außer den hiesigen Österreichern vor allem Sudetendeutsche, Mährer und Italiener. Am 14. Oktober 1906 wurde die Bahnstrecke von Zwettl nach Martinsberg eröffnet.²⁹⁾ Der geplante Weiterbau kam infolge des Ersten Weltkrieges nicht



Die Eisenbahnbrücke in Zwettl, erbaut 1905/06, im Vordergrund neue Oberhofer Brücke, links Kreisverkehr, dahinter Lagerhaus-Siloturm, rechts hinter der Eisenbahnbrücke Hauptkirche, Pfarrkirche, Rathausturm und Bürgerspitalskirche, ganz hinten auf dem Berg Propstei.

(Foto: Franz Strohmayer, Zwettl)

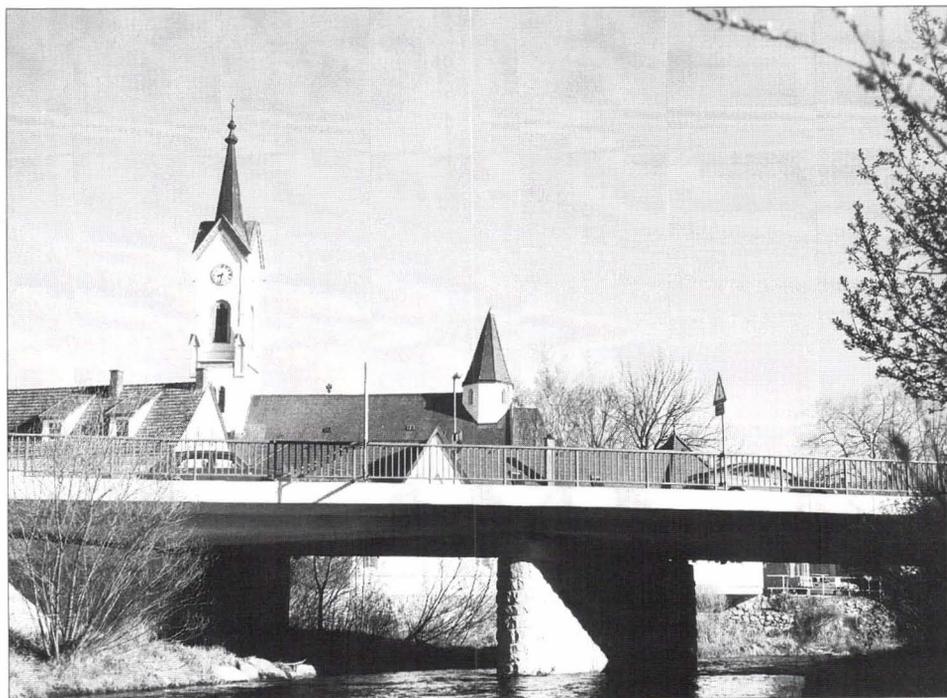
²⁸⁾ Josef Leutgeb, Die Zwettler Lokalbahn. In: Hans Hakala / Walter Pongratz (wie Anm. 1) S. 443-444.

²⁹⁾ Ebenda S. 444.

mehr zustande. Ursprünglich war auch ein Ausbau nach Iglau geplant, jedoch waren die an der Strecke gelegenen Gemeinden außer Zlabings nur zum Teil daran interessiert. Die Stadt Iglau, der Endpunkt der nicht zustande gekommenen Bahnlinie, besitzt übrigens auch eine Eisenbahnbrücke, die der Zwettler sehr ähnlich sieht.³⁰⁾ Heute gibt es nur mehr auf der Strecke Schwarzenau – Zwettl Personenverkehr, auf der Strecke Zwettl – Martinsberg aber nur mehr Güterverkehr. Die Zwettler Eisenbahnbrücke wurde 1998 gründlich instandgesetzt. Hoffentlich bleibt das jetzt sehr schöne Bild der Brücke einigermaßen erhalten.

9. Zwei neue Brücken über den Kamp

Die Umfahrung der Stadt Zwettl im Südwesten konnte wegen der notwendigen zwei Brücken über den Kamp zwischen der Syrnauer Brücke und der Brücke bei der Mayermühle im Jahre 1986 nicht mehr fertiggestellt werden. Diese beiden Brücken wurden aber im Jahre 1987 gebaut und auch die Umfahrung der Stadt im Südwesten vollendet. Damit war die kürzeste Verbindung zwischen der Gerungser Straße und der Ottenschlager Straße hergestellt. Durch die neue Umfahrung führt nun ein Großteil des Verkehrs nicht mehr durch das Zentrum der Stadt. Nur für den Verkehr in Richtung Weitra müßte in Zukunft noch eine Lösung gefunden werden (Nordumfahrung).



Die neue Brücke über den Kamp, erbaut in den Jahren 1986/87 im Zusammenhang mit der Südwestumfahrung, links dahinter die Pfarrkirche Zwettl.

(Foto: Franz Strohmayer, Zwettl)

³⁰⁾ Ebenda S. 441.

Stege am Kamp und an der Zwettl

1. Der Weghubersteg am Kamp führte von der Stadt zur Maismühle (Besitzer Weghuber), später Lagerhausmühle. Nach der Fertigstellung der neuen Brücke (Syrnauer Brücke) im Jahre 1865 wurde der Steg abgetragen.³¹⁾

2. Der Röhrensteg an der Zwettl wurde für die Rohre der zweitältesten Zwettler Wasserleitung (Brühlwasserleitung) gebaut und blieb, nachdem 1892 die Kaiser-Franz-Josef-Wasserleitung entstand und nachher die Rohre vom Röhrensteg entfernt wurden, noch als Wichtlsteg erhalten. Erst im Jahre 1908 wurde an seiner Stelle die neue Wichtlbrücke gebaut.³²⁾

3. Der Bründlsteg über den Kamp bei der Mayermühle bestand lange Zeit zwischen Kopenzeil und Syrnau. Noch im Jahre 1865 wurde dieser Steg neu errichtet, doch schon 1872 wurde beschlossen, anstatt des Steges eine Brücke zu errichten. Diese wurde 1876 auch tatsächlich gebaut. Etwas weiter flußabwärts besteht am Kamp ein Stück oberhalb der Bründlkirche noch ein Fußgängersteg, der zum Sonnenbad führt.³³⁾

4. Stege über den Mühlbach und die Zwettl. Einer führt vom Talberg³⁴⁾ über den Mühlbach und ein zweiter über die Zwettl zur Gerungser Straße (rechts vorher Stadtsaal und Volksschule). Hinter der Volksschule gibt es noch eine Holzbrücke über den Kamp zum Sportplatz.

Von der Promenade neben dem Mühlbach führt zwischen dem oberen Steg beim Stadtsaal und der Wichtlbrücke noch ein im Herbst 1987 vom Österreichischen Bundesheer erbauter Fußgängersteg über die Zwettl zum Busbahnhof in der Gerungser Straße.

An der Zwettl gibt es ein Stück oberhalb der Hammerschmiede noch eine Holzbrücke, die Fürstbrücke. Diese ist eine Privatbrücke und gehört dem Besitzer der Hammerschmiede, Franz Fürst. Die etwas einsam gelegene Hammerschmiede am Stadtrand bestand sicher bereits im Mittelalter. Sie wird 1487 anlässlich der Gründung der Propstei urkundlich genannt.³⁵⁾

Hölzerne Brücken haben bekanntlich keine allzu lange Lebensdauer. Die Fürstbrücke (Hammerschmiedbrücke) wurde zuletzt 1963 aus Lärchenholz errichtet, ist derzeit baufällig und deshalb gesperrt.

Für sehr wertvolle Anregungen und Hinweise, die ich zur Gestaltung des Beitrages erhielt, möchte ich OSR Hans Hakala (Zwettl), Werner Fröhlich (Reproduktionen) und ganz besonders SR Friedel Moll (Stadtarchiv Zwettl) recht herzlich danken.

Alle Bilder – soweit nicht anders angegeben – stammen aus der Sammlung Werner Fröhlich, Zwettl.

³¹⁾ Friedel Moll/Werner Fröhlich, Zwettl in alten Bilddokumenten (wie Anm. 7) S. 30.

³²⁾ Ebenda S. 85.

³³⁾ StAZ, Kart. 66, Nr. 82.

³⁴⁾ Talberg ist eigentlich eine widersinnige Bezeichnung. Der Abhang war früher nach dem Oberen Stadttor benannt und hieß damals Torberg. Der Name Torberg wurde später verballhornt zu Talberg. Beide Bezeichnungen klingen in der Mundart ähnlich. Besser als Talberg wäre allenfalls der Name Turmberg (nach dem benachbarten, noch bestehenden Antonturm der Stadtmauer).

³⁵⁾ Walter Pongratz, Alte Gewerbebetriebe in Zwettl. In: Hans Hakala / Walter Pongratz (wie Anm. 1) S. 359.

Erinnerungen an meinen Vater Karl Chaloupek (1873-1933)

Das Leben eines sozialdemokratischen Gewerkschafters

Mein Vater wurde am 29. September 1873 in Neubistritz als drittes von neun Kindern des Schuhmachers Martin Chaloupek und seiner Frau Anna geboren.¹⁾ Sowohl seine Kindheit und Jugend als auch die seiner Geschwister waren von größter Armut und Dürftigkeit begleitet und eines der namenlosen und ungezählten Arbeiterschicksale, von denen sich die Generationen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts leben, nur schwer einen Begriff zu machen imstande sind.

Mein Großvater, Martin Chaloupek, war der Sohn eines kinderreichen Kleinlandwirtes und stammte aus der Gegend um Tabor in Böhmen. Er hatte sich nach einer Militärdienstzeit von mehr als acht Jahren in Neubistritz niedergelassen, dort das Schuhmacherhandwerk ausgeübt und in Königseck die aus Dämmerschlag stammende Anna Hes, die Tochter eines Häuslers und Leinenwebers, geheiratet. Dieser Ehe waren jedoch nur wenige Jahre des erhofften Glückes vergönnt, denn Martin Chaloupek war im Hinblick auf sein armseliges Leben, dem er seit seiner Kindheit ausgesetzt war, während seiner achtjährigen strengen Militärdienstzeit rettungslos dem Branntweingeuß verfallen. Sicherlich wollte er ein bißchen Glücksempfinden haben, das er offensichtlich für kurze Zeit im alkoholisierten Zustand fand. Indes hatte er seine Familie in tiefstes Elend gestürzt und dem Alkohol, seinem Glücksbringer, das Glück der Seinen hingeopfert.

Wie in so vielen Arbeiter-Einzelschicksalen, dokumentiert sich auch im Lebens- und Werdegang von Karl Chaloupek der Aufstieg einer Klasse. Er gehörte nicht zu den auserwählten Großen der Arbeiterbewegung, die berufen waren, Wegbereiter und Wortführer zu sein, aber er hatte die Fähigkeiten, seinen Klassengenossen die Notwendigkeit des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses begreiflich zu machen, sie mit dem Bewußtsein ihrer Lage und ihrer Aufgabe zu erfüllen und die Forderung gerechten Lohnes und besserer Arbeitsbedingungen den Unternehmern gegenüber zu vertreten.

War die agitatorische Tätigkeit, die Gewinnung der Arbeiter für die gewerkschaftliche Idee, in jener Frühzeit der Bewegung schon in den städtischen Zentren nicht immer leicht, so erforderte sie in den ländlichen Siedlungsbereichen angesichts der Bedürfnislosigkeit und der im Bannkreis der Kirche lebenden Menschen umso größere Hingabe

¹⁾ Neben meinen eigenen Erinnerungen habe ich bei der Abfassung dieses Beitrages auf die Tagebücher meiner Brüder Ferdinand und Johann (Hans) Chaloupek zurückgegriffen. Beide starben Anfang April 1988 innerhalb einer Woche, und zwar mein Bruder Ferdinand im 87. Lebensjahr und mein Bruder Johann im 86. Lebensjahr.

[Franz Chaloupek wurde am 26. September 1909 in Teplitz-Schönau in Böhmen geboren, ab 1915 besuchte er fünf Klassen der Volksschule in Unterwielands und anschließend drei Jahre lang die Bürgerschule in Gmünd. Von 1924 bis 1938 arbeitete Chaloupek im Textilgeschäft der Familie Schwarz in Gmünd. Nach dem Militärdienst 1940-1945 war er 1946-1974 Standesbeamter in Gmünd und 1958-1975 SPÖ-Bürgermeister der Stadtgemeinde Gmünd.

Vgl. auch seine bisherigen Beiträge: Erinnerungen an die jüdische Familie Schwarz. In: Wv 46 (1997) S. 247-251. – Erinnerungen an den 12. Februar 1934 in Gmünd und an die Jahre danach. Ebenda 47 (1998) S. 36-42 (Anmerkung der Redaktion).]

und Einfühlungsvermögen. Neubistritz und Umgebung, in landschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht dem angrenzenden Waldviertel ähnelnd, war sowohl zu Zeiten der Österreichisch-ungarischen Monarchie als auch nach deren Zerfall „der vergessene Winkel Böhmens“. So gingen die Männer, soweit sie mit ihren Familien auf dem kargen Boden nicht als Bauern ihr Fortkommen fanden, zumeist dem Maurerberuf nach; sie fuhren – sobald es die jahreszeitliche Witterung zuließ – im Frühjahr auf ihren Fahrrädern die 160 km lange Strecke von Neubistritz über Waidhofen/Thaya, Horn und Stokkerau nach Wien, wo sie Arbeit in ihrem Gewerbe suchten. Sie mieteten sich – es waren die Jahre des Wohnungselends in Wien – als „Bettgeher“ bei einer Familie ein und fuhren, sobald die Bauzeit vorüber war, auf ihren Rädern wieder nach Hause. Den „Schwalbenzug aus Südböhmen“ nannte man diese alljährlich im Frühjahr sich wiederholende Wanderung, die erst nach dem Ersten Weltkrieg mit der Aufrichtung der Grenzbalken ein Ende fand.

Der Winter daheim bot den Männern nur wenig Verdienstmöglichkeiten, gelegentlich arbeiteten sie als „Börselmacher“ oder als Schneeschaufler. Die Frauen, die vielfach das Jahr in Heimarbeit als Strickerinnen um geringen Lohn für eine der Textilfabriken in Neubistritz oder Litschau sich abmühten, besorgten daneben während der Abwesenheit der Männer die kleine Landwirtschaft der Familie mit bescheidener Viehhaltung. Die Älteren klaubten in den Wäldern für den Winter Holz, suchten mit den Kindern Schwämme, „brockten“ Schwarzbeeren, für die sie in der Sammelstelle zwei Kreuzer für den Liter bekamen, oder sie fuhren zur Getreideernte als Schnitterinnen „ins Estrei“ – nach Österreich! – und im Herbst zur Weinlese, wenn sie dazu eingeladen waren, was zuweilen geschah.

Karl Chaloupek teilte mit den meisten seiner Geschwister das Los, schon im frühesten Kindesalter als kleine Knechte, Halterbuben oder „Kindsdirnen“ zu Bauern der Umgebung verdingt zu werden. Schon nach wenigen Jahren war Martin Chaloupek genötigt gewesen, mit seiner Familie seinen Wohnsitz Neubistritz zu verlassen und zunächst in dem Dorfe Heumoth Aufenthalt zu suchen, von wo er später nach Haugschlag bei Litschau und hernach in den Neubistritzer Vorort Fichtau übersiedelte.

Wo immer es aber sein mochte: allorts hockte die graue Not in den Winkeln der einen Stube, die der zahlreichen Familie als einziger Wohnraum diente, und oft genug fehlte es zur Winterszeit an dem erforderlichen Brennmaterial, sie zu wärmen. Dann wurden Karl und sein um zwei Jahre älterer Bruder Leopold in den Wald geschickt: „Nehmt eine Hacke und bringt Holz!“

Gingen die beiden Buben des Abends die Schuhdoppler abliefern, die Martin tagsüber angefertigt hatte, und brachten sie kein Geld heim (oft genug hatte es geheißt: „Ich laß den Vater schön grüßen, ich werd schon zahlen kommen!“), schlichen sie nicht ohne große Furcht nach Hause, da sie nun Hiebe zu gewärtigen hatten, denn der Mann wartete schon auf das Geld für den Branntwein. Die Empfänger der Doppler aber mag es kaum berührt haben, daß die Vorenthaltung des verdienten Arbeitslohnes eine himmelschreiende Sünde war.

Am 12. September 1890 ist Martin Chaloupek, der über einnehmende Geistesgaben verfügte und eine stattliche Erscheinung gewesen war, im Teich der Neumühle bei Böhmischn-Bernschlag, in dessen Nähe ein Gasthaus war, auf dem nächtlichen Heimweg nach Fichtau im 55. Lebensjahr im alkoholisierten Zustand ertrunken. Er hinterließ eine Witwe mit fünf unversorgten Kindern.

Karl Chaloupek, damals 17 Jahre alt, befand sich im ersten Lehrjahr bei dem Steinmetzmeister Neumaier in Reinberg-Dobersberg in Niederösterreich, vorher war er als Knecht bei einem der Bauern in Böhmisches-Bernschlag im Dienst gestanden.

Das zum Zwecke des Eintritts in die Lehre von der dreiklassigen Volksschule in Haugschlag, Bezirk Gmünd, am 4. April 1890 ausgestellte „Abgangs-Zeugnis“ bescheinigt, daß Karl Chaloupek dem Unterricht durch sieben Jahre beigewohnt hat und mit Berufung auf die Schul- und Unterrichtsordnung für allgemeine Volksschulen der weiteren Schulpflicht enthoben wird.

Der Schulbesuch war indes durch all die sieben Jahre überaus dürftig und lückenhaft gewesen, denn die bäuerlichen Dienstgeber sahen in dem kleinen Knecht vor allem eine Arbeitskraft und waren nicht gesonnen, die Bestimmungen des 1869 erlassenen Reichsvolksschulgesetzes, die die achtjährige Schulpflicht zwingend vorschrieben, zu respektieren und ihre schulpflichtigen Dienstboten zur Schule zu schicken. Dementsprechend war die Schulbildung in den Dörfern noch Jahre nach dem Inkrafttreten des mit Recht als überaus fortschrittlich und segensreich gepriesenen Schulgesetzes höchst mangelhaft.

Karl Chaloupek empfand diesen Mangel zeitlebens überaus bitter und wurde nicht müde, den Wert einer guten schulischen Ausbildung für das Fortkommen im Leben immer wieder zu betonen und hervorzuheben. Mit dem Lehrbrief vom 2. Oktober 1892 und nachdem er sich dem Befähigungsnachweis für das Steinmetzgewerbe unterzogen hatte, wurde er – neunzehnjährig – nach zweieinhalbjähriger Lehrzeit freigesprochen, wodurch es ihm ermöglicht war, seine Mutter mit ihrer unversorgten Kinderschar zu unterstützen.

Das am 8. Juli 1896 von der Gemeinde Neubistritz für den Steinmetzgehilfen Karl Chaloupek ausgefertigte Arbeitsbuch weist eine Vielzahl von Arbeitsplätzen auf. Der nicht immer nur jahreszeitlich bedingte Wechsel des Arbeitsplatzes, die Arbeitssuche, gehörte zum Arbeiterdasein jener Tage. Als besonders mißlich wurden jeweils die Einberufungen zu den militärischen Waffenübungen empfunden, rissen sie doch die Arbeitnehmer oft recht unliebsam und unzeitgemäß aus ihrem Arbeitsverhältnis, und meist war dann nach der Abrüstung der Arbeitsplatz verloren.

In den Jahren 1896 und 1897 führte die Suche eines neuen Arbeitsplatzes Karl Chaloupek für einige Monate nach Wien, wo er – der damals Dreiundzwanzigjährige – eine erste Bekanntschaft mit der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung machte (im Jahr zuvor – am 23. November 1895 – war in Wien der Verband der Steinarbeiter Österreichs gegründet worden, zwei Jahre vorher die österreichische Gewerkschaftskommission).

Die Begegnung mit der damals schroff antikirchlich eingestellten Gewerkschaftsbewegung hatte für den im kirchlichen Einfluß aufgewachsenen jungen Steinmetzgehilfen Chaloupek einiges Hinderndes und Befremdliches. „So ein Einfalt“, hieß es, wenn er bei einem Kreuz auf dem Weg zur Arbeitsstätte gewohnheitsmäßig den Hut abnahm oder das Kreuzzeichen machte. „So eine Einfalt. Macht ein Kreuz und hat gar keines zerbrochen!“

Gleichwohl verfehlten die in Wien gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse nicht ihre Wirkung und machten – nicht zuletzt auch durch eigene Erfahrungen sowie die eifrige Lektüre der sozialdemokratischen Parteiblätter, der von Schuhmeier redigierten „Volkstribüne“ und der „Glühlichter“ – Chaloupek zum überzeugten Gewerkschafter. Im Jahre 1905 trat er in Neubistritz in den „Verband der Steinarbeiter Österreichs“ ein, dessen Organ „Der Steinarbeiter“ gleichfalls im 1. Jahrgang seines Bestandes erschien.

So entlegen und abgeschieden konnte in jenen zukunftssträchtigen Jahren kein Winkel der weiträumigen Monarchie sein, daß die Stimme der Verheißung nicht auch dorthin gedrungen wäre und die Ausgebeuteten aufhorchen ließ. Waren es doch auch zugleich die Jahre des Kampfes um das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, der in die entlegensten Teile der Monarchie drang und nicht ohne Widerhall blieb.

So wurde nun auch Karl Chaloupek in den Steinbrüchen und Steinmetzwerkstätten des böhmisch-niederösterreichischen Grenzgebietes zum Kündler der neuen Idee und der Notwendigkeit des Zusammenschlusses in einer Organisation, wenn nicht jeder einzelne und auf sich allein gestellt dem Unternehmer gegenüber unterliegen wollte und der Unternehmerwillkür mit Erfolg entgegengetreten werden sollte. Bald zählte denn auch die Steinarbeiter-Ortsgruppe von Neubistritz, zu deren Obmann Chaloupek gewählt worden war, eine stattliche Zahl von Mitgliedern.

Doch gab er sich mit der gewerkschaftlichen Tätigkeit allein nicht zufrieden und wurde auch zum treibenden Faktor und Mitbegründer des „Konsums“ in Neubistritz, was nicht selten auch zu häuslichen Zwistigkeiten führte, wenn er – anstatt in der Werkstätte dem so notwendigen Verdienste nachzugehen – in der Konsumvereinsfiliale einfach um Gottes Lohn arbeitete: um die Einrichtung des Ladens, die Führung der – wenn auch einfachsten – Buchführung sowie um einen möglichst preiswerten, günstigen Einkauf bemüht.

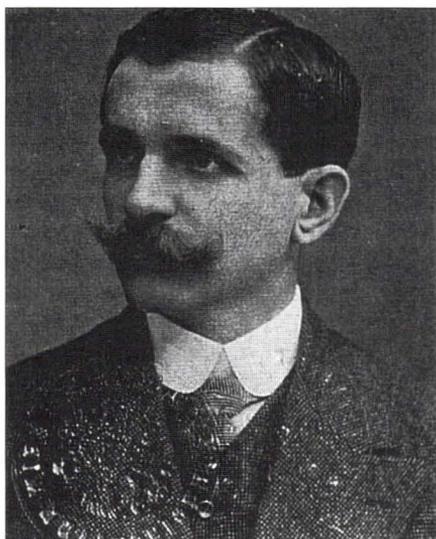
Chaloupek hatte in jenen Jahren für sich und die Seinen in Fichtau mit Hilfe eines Darlehens ein Haus erworben – eine längliche, strohgedeckte Hütte war's! – mit einer Stube, einem gewölbten Stüberl für die Ausnehmerin, die beim Kauf mit übernommen werden mußte, einem eingebauten Backofen, einem Stall und einer winzig kleinen dunklen „Milchkammer“. Die Schuld wollte getilgt, die „Feuerassekuranz“ zum Fälligkeitstermin eingezahlt werden. Seine Frau Anna saß nun täglich vom graudenden Morgen bis in die sinkende Nacht an der Strickmaschine, doch war der geringe Lohn, der für die Heimarbeit bezahlt wurde, allein nicht ausreichend, den geldlichen Verpflichtungen nachzukommen, jeder Verdienstentgang des Mannes mußte daher vermieden werden, was freilich nicht immer zu umgehen war. Einmal in die Funktion eines gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Vertrauensmannes hineingewachsen, konnte es für Karl Chaloupek keine bloße halbe Einbindung mehr geben, sondern nur den vollen Einsatz in allen ihm sich stellenden Aufgaben.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die Zentralstelle des Verbandes der Steinarbeiter in Wien, die ihren Sitz im VI. Gemeindebezirk, Schmalzhofgasse 17, hatte und deren Obmann damals Rudolf Müller war, auf Chaloupek aufmerksam wurde und den Steinmetzgehilfen im Jahre 1909 zum Landesvertrauensmann in Böhmen mit dem Sitz in Teplitz-Schönau berief, wozu ihn noch der weitere Umstand befähigte, daß er der deutschen und tschechischen Landessprache mächtig war.

Zur Errichtung des Landessekretariats Böhmen schrieb das Verbandsorgan „Der Steinarbeiter“ in der Ausgabe vom 10. Februar 1910: „Zur Zeit der größten nationalen Wirren und bei der stärksten Krise im Baugewerbe wurde das Landessekretariat der Steinarbeiter in Böhmen gegründet. Der Verbandsvorstand mußte das Sekretariat gründen, um gegen die deutschnationalen und auch separatistischen Zertrümmerer wirksam kämpfen zu können. Die große diesjährige Bauarbeiterbewegung in West- und Nordböhmen läßt bessere Organisationsverhältnisse heuer hoffen. Wenn überall in den Ortsgruppen und Zahlstellen das Landessekretariat in der Agitation kräftigst unterstützt wird,

dann muß es in der kommenden Zeit mit unserer Organisation in Böhmen vorwärtsgehen. Unser Organisationsgedanke wird und muß zum Siege gelangen.“

Die Ergebnisse blieben indes weit hinter den an diese organisatorische Ausweitung der Verbandstätigkeit geknüpften Erwartungen zurück. Nicht nur, daß sich im Steinmetzgewerbe die allgemeine wirtschaftliche Depression auswirkte und Arbeitslosigkeit im Gefolge hatte, sah es sich zusätzlich noch der „Schmutzkonzurrenz der Kunststeinerzeuger“ ausgeliefert, wodurch die Verwertung des Natursteines immer mehr an Bedeutung verlor. Dazu kam, daß im Brückenbau die Eisenkonstruktion die Steinbrücke – den Brückenbau aus Granit – in den Hintergrund gedrängt hatte und die Balkanpolitik des Außenministeriums der Monarchie den Geschäftsgang in der Steinindustrie überaus nachteilig beeinflusste. Vor allem aber war neben den deutschnationalen und christlich-sozialen Vereinen der Separatismus der tschechischen Steinarbeiter für den Ausbau der Organisation nachteilig.



Karl Chaloupek im 38. Lebensjahr,
Foto aus dem Jahre 1911.

Als „größtes Schmerzenskind“ wird im Jahresbericht des Landessekretariats für die Zeit vom 15. März bis 31. Dezember 1909 das Gebiet um Schluckenau bezeichnet, wo die Steinarbeiter für die schlechtesten Löhne rackern mußten. Weiters heißt es in dem Bericht: „Man sollte es nicht glauben, daß die Steinarbeiter des Schluckenauer Gebietes trotz der Nähe der deutschen Grenze so teilnahmslos und gleichgültig gegen die Fachorganisation sein können. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, in nächster Zeit in das Gebiet von Schluckenau und Umgebung mit der Organisation einzudringen, um auch diesen elend bezahlten Arbeitern ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern.“

Im Hinblick auf die im Grenzraum des niederösterreichischen Waldviertels um Gmünd und Schrems entstandene Steinindustrie, wo sich starke Ortsgruppen des Steinarbeiter-Verbandes entwickelt hatten –

Schrems zählte 166, Gmünd 100 Mitglieder –, wurde im Sommer 1913 der Sitz des Landessekretariats Böhmen nach Gmünd verlegt. Nicht zuletzt auch mochte für diese organisatorische Maßnahme die günstige Verkehrslage Gmünds bestimmend gewesen sein, das Ausgangspunkt der Bahnlinien über Prag in das nördliche und über Budweis und Pilsen in das nordwestliche Böhmen war. Für Karl Chaloupek aber bedeutete die Verlegung des Sekretariats infolge der umstürzenden politischen Veränderungen der folgenden Jahre das Ende seiner Tätigkeit im Verband der Steinarbeiter. Nicht nur, daß der Ausbruch des Ersten Weltkrieges das organisatorische Leben in den Ortsgruppen und Zahlstellen des Verbandes zum Erliegen brachte, wurde er selbst auch im September 1914 zur Kriegsdienstleistung beim k. k. Bahnhofkommando Budweis eingezogen. Im April 1917 wurde ihm seine Gattin, Mutter von fünf unversorgten Kindern, nach schwerer Krankheit durch den Tod entrissen, und als er im November 1918 aus dem Militär-

dienst entlassen wurde, waren schon Wochen vorher die Grenzbalken zwischen Österreich und der neu entstandenen Tschechoslowakischen Republik niedergegangen und war die geographische und politische Landschaft völlig verwandelt. Karl Chaloupek, der Landesvertrauensmann des österreichischen Verbandes der Steinarbeiter für Böhmen, hatte wie vor Ausbruch des Krieges seinen Wohnsitz in Niederösterreich und war somit vom größten Teil seines Betätigungsfeldes abgeschnitten.

Da sich für ihn infolge des Mitgliederrückganges, der durch den Verlust der sudeten-deutschen Gebiete entstanden war, im Verband keine weitere Verwendungsmöglichkeit ergab, wurde das Dienstverhältnis mit Chaloupek noch im November 1918 gelöst, während der Verband der Steinarbeiter selbst auch im Jahre 1919 im Verband der Bauarbeiter aufging. Vorübergehend bei der Arbeitslosen-Auszahlungsstelle in der Schwarzschanierstraße in Wien beschäftigt, erfolgte nach etlichen schweren Monaten der Arbeitslosigkeit im Februar 1920 seine Bestellung zum Bezirkssekretär des österreichischen Land- und Forstarbeiterverbandes für das obere Waldviertel mit dem Sitz in Gmünd.

Damit war Karl Chaloupek die nicht leichte Aufgabe gestellt, völliges Neuland zu beackern und die erst erwachende Arbeiterschaft der adeligen Gutsherrschaften und geistlichen Besitztümer im Bewußtsein ihrer Lage mit gewerkschaftlichem Denken zu erfüllen. Die Tätigkeit erforderte den vollen Einsatz des Sekretärs Karl Chaloupek, nicht zuletzt auch in körperlicher Hinsicht, waren doch die Meierhöfe zumeist weit gestreut und weitab von den Bahnhöfen gelegen, die Verkehrsverhältnisse in den Jahren nach Kriegsende im oberen Waldviertel noch denkbar unzulänglich. Außer den nur spärlich verkehrenden Nebenbahnen gab es so gut wie keine öffentlichen Verkehrsmittel, die Winter waren kalt und rauh, die Gutsinhaber samt deren Verwaltern im patriarchalischen Denken vergangener Jahrhunderte befangen und nicht gewillt, die geänderten Zeitverhältnisse zur Kenntnis zu nehmen und ihnen Rechnung zu tragen. Hinzu kam als besonders erschwerend, daß die von den Guts- und Forstverwaltungen den Arbeitern gewährten Deputate an Nahrungsmitteln in nicht seltenen Fällen an Quantität und Qualität verloren hatten und auch die Löhne infolge der Geldentwertung ihre Kaufkraft von Woche zu Woche einbüßten, was die Arbeiterschaft mancherorts in hellen Aufruhr versetzte und zu wilden Streiks führte wie in Schloß Rosenau bei Zwettl, dessen Besitzer der schwärmerische Bismarck-Verehrer Georg Ritter von Schönerer war, welcher in den Jahrzehnten vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges auf der politischen Bühne Österreichs eine oft spektakuläre Rolle gespielt hatte. Da sich sein Verwalter den Forderungen der Arbeiterschaft gegenüber völlig unzugänglich zeigte, verweigerte sie – ohne von der gewerkschaftlichen Organisation bis dahin erfaßt worden zu sein oder von ihr gewußt zu haben – die Arbeit. Besonders Beherzte stellten sich mit einer Hacke vor die Stalltüren und drohten, jeden niederzuschlagen, der auch nur einen Stamm Heu hereinzutragen versuche. Natürlich war es in dieser Situation auch der vom Verwalter herbeigerufenen staatlichen Ordnungsgewalt nicht möglich einzuschreiten. Aber auch Karl Chaloupek, der in diesem Stadium von der Bezirkshauptmannschaft Zwettl zur Vermittlung in dem Konflikt herbeigerufen wurde, war es infolge des Starrsinns und der Unnachgiebigkeit des Verwalters zunächst nicht gelungen, ein befriedigendes und den Forderungen der Arbeiterschaft entgegenkommendes Verhandlungsergebnis zu erzielen. Desgleichen zeigte sich Schönerer, auf einer seiner täglichen Ausfahrten von Chaloupek in Begleitung einiger Vertrauensmänner angesprochen und um seine Einflußnahme ersucht, den Vorhaltungen gegenüber und dem Hinweis, daß es ihm als Gutsherrn nicht gleichgültig sein

könne, eine zufriedene und auf das Gedeihen von Vieh und Frucht bedachte oder eine aufsässige, arbeitsunwillige und unzufriedene Arbeiterschaft auf seinem Gutshof zu wissen, völlig ungerührt, ja geradezu apathisch. „Herr Sekretär!“ antwortete Schönerer mit müder Stimme: „Ich habe Sie gehört, aber ich sehe Sie kaum und würde Sie nicht wiedererkennen. Ich bin ein alter Mann. Gehe es, wie es geht, mir ist alles eins. Habe die Ehre!“ und mit einem an seinen Kutscher gewendeten: „Fahren wir weiter!“ beendete er die Unterredung.

Der Verwalter allerdings sah sich in den darauffolgenden Tagen zum Einlenken genötigt, denn die Arbeiterschaft des Gutshofes war in großer Einmütigkeit der Gewerkschaft beigetreten und entschlossen, den Kampf fortzusetzen. Im Jahr 1921 starb Schönerer und wurde – nach letztwilliger Anordnung – im Sachsenwalde, wo auch sein Abgott Bismarck begraben liegt, beigesetzt. Es mag bezeichnend für seine bis zuletzt bekundete Einstellung sein, daß er in seinem Testament ein Legat für alle jene Arbeiterinnen und Arbeiter bestimmte, die dem Verwalter das Mitgliedsbuch der Gewerkschaft abgaben. Eine andere, aber gleichfalls charakteristische Verhandlungstaktik hatte sich Pater Kastner, der Verwalter des reichen Stiftes Zwettl, das dem Orden der Zisterzienser gehört, zurechtgelegt, dessen Arbeiterschaft ebenfalls berechtigte Klagen über zu geringe und minderwertiger gewordene Deputate vorzubringen Ursache hatte. Auf die diesbezüglichen Vorhaltungen erklärte der Pater, ohne dabei irgendwelche Bedenken merken zu lassen: „Aber schauen Sie, Herr Sekretär! Die Leute nehmen sich doch ohnehin, was sie brauchen.“



Karl Chaloupek, 1929, 56 Jahre alt.

So bedurfte es fast in der Mehrzahl der Fälle oft zäher und nicht selten auch lautstark geführter Verhandlungen, um die Landarbeiterschaft und die Arbeiterschaft in den Forsten nicht zum alleinigen Leidtragenden der Wirtschaftskrise und der verheerenden Geldentwertung der zwanziger Jahre werden zu lassen.

Zu all den Schwierigkeiten der Gewerkschaftsarbeit kam für Chaloupek aber noch der Umstand hinzu, daß der Verbandsobmann Hans Morawitz²⁾, ein Mann von überaus selbstherrlicher und robuster Natur, seine Anordnungen jeweils in einem geradezu befehlenden „wilhelminischen“ Ton traf und gegenteilige Auffassungen nicht duldete, auch nicht bei Beratungen etwa über den Entwurf eines neuen Kollektivvertrages. So konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden Männer immer wieder in Gegensatz zueinander gerieten

²⁾ Hans Morawitz (geboren am 1. Februar 1893 in Wien, gestorben am 3. August 1966 in Hannover) war 1921-1922 Mitglied des NÖ Landtages, 1923-1925 Abgeordneter zum Burgenländischen Landtag, 1924-1925 Präsident des Burgenländischen Landtages und 1922-1925 auch Abgeordneter zum Nationalrat. Peter F. Krause, Biographisches Handbuch des NÖ Landtages und der NÖ Landesregierung 1921-1995 (Wien 1995) S. 102.

und Chaloupek mit Jahresende 1923 gekündigt wurde, was mit der „Auflassung des Bezirkssekretariats“ begründet wurde. Trotz aller Proteste und einer geradezu leidenschaftlichen Anteilnahme der Arbeiterschaft von Gmünd in einer Konferenz konnte Morawitz nicht zur Rücknahme der Kündigung verhalten werden. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß in der gegenständlichen Vertrauensmänner-Konferenz der Gmünder Buchdrucker Gemeinderat Alois Schwarzmüller, der auch Vorturner im Turnverein ATUS war, nicht glauben konnte, daß Karl Chaloupek über Nacht arbeitslos werden sollte. „Warum“, schrie Schwarzmüller Morawitz an, „wollen Sie Ihre ganz unverständliche Entscheidung nicht zurücknehmen, warum?“ Und in diesem Augenblick sprang Schwarzmüller auch schon auf das Podium, packte Morawitz an seinen beiden Reversen und schüttelte den korpulenten Verbandsobmann derart, daß er fassungslos wurde. „Was sind Sie“, fuhr Schwarzmüller fort, „für ein Mensch, was haben Sie denn in Ihrer Brust? Das kann doch nur ein Kieselstein sein! Sie, Herr Verbandsobmann, sind anscheinend beleidigt, weil Sekretär Chaloupek gelegentlich anderer Meinung ist als Sie.“ Morawitz aber ließen alle Appelle der Genossen völlig ungerührt und eiskalt. Menschlichkeit war für diesen Mann ein nichtssagender Begriff!

Karl Chaloupek bedeutete diese Maßregelung – denn als solche mußte die Kündigung aufgefaßt werden – wieder Arbeitslosigkeit und kümmerliche Notstandsunterstützung. Angesichts der Entbehrungen, denen er und seine Familie nun ausgesetzt waren, bedeutete es nur wenig, daß schließlich auch Morawitz, der den Bogen offensichtlich überspannt hatte, einige Jahre nachher, sicherlich viel zu spät, ebenfalls seiner Funktion entkleidet wurde und in der Versenkung verschwand.

Noch ein letztes Mal ergab sich eine erfreuliche Wendung für Chaloupek und die Seinen, als die beiden Trakte des ehemaligen Waisenhauses im k. k. Barackenlager Gmünd, das im Ersten Weltkrieg für die polnischen und ukrainischen Flüchtlinge aus Galizien errichtet worden war, von der Stadtgemeinde Gmünd erworben und als Allgemeines öffentliches Krankenhaus eingerichtet wurden, in welchem sich auch für Chaloupek im Juni 1925 ein neues Tätigkeitsfeld als Angestellter eröffnete. Leider waren ihm nur noch wenige Lebensjahre beschieden.

Infolge einer unsachgemäß durchgeführten Blinddarmoperation starb Karl



Begräbnis am 12. September 1933

Chaloupek am 9. September 1933 – zehn Tage vor Vollendung seines 60. Lebensjahres. Schon hatte der Austrofaschismus seine Schatten über Österreich geworfen und jegliche sozialdemokratische Kundgebung sowie das öffentliche Tragen sozialdemokratischer Abzeichen, Bänder und Fahnen verboten. Das an einem strahlend schönen Spätsommernachmittag stattgefundene Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer letzten gewaltigen Demonstration sozialdemokratischen Behauptungswillens im oberen Waldviertel.

Nicht gewillt, seine sozialdemokratische Gesinnung zu verleugnen, sind ihm durch sein frühzeitiges Ableben die Drangsale der folgenden Jahre erspart geblieben.

LITERATURHINWEISE

- Ferdinand Chaloupek, *Lehrerleben am Land. Erinnerungen zur Zeitgeschichte* (Wiener Neustadt 1986).
- Ferdinand Chaloupek, Karl Chaloupek (1873-1933). *Gewerkschaftsfunktionär in Böhmen und im Waldviertel*. In: *Kamptal-Studien*. Hg. von Friedrich B. Polleroß 4 (1984) S. 227-244.
- Johann Chaloupek, *Lebenserinnerungen* (Wien 1984).
- Manfred Dacho/Franz Drach, *Gmünd – Randbedingungen* (Großwolfgers-Linz ²1991).
- Julius Deutsch, *Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung*. 2 Bände (Wien 1929-1932).
- Franz Drach, *Betrachtungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Gmünd*. In: *Wv* 43 (1994) S. 162-175.
- Fritz Klenner, *Geschichte der österreichischen Gewerkschaften*. 3 Bände (Wien 1951-1979).
- Fritz Klenner, *100 Jahre österreichischer Gewerkschaftsbund* (Wien 1981).
- Andrea Komlosy, *An den Rand gedrängt. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Oberen Waldviertels* (= *Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik* 34, Wien 1988).
- Walter Pongratz/Paula Tomaschek (Hg.), *Heimatkunde des Bezirkes Gmünd* (Gmünd ³1986).
- Andrew G. Whiteside, *Georg Ritter von Schönerer. Alld Deutschland und sein Prophet* (Graz-Wien-Köln 1981).

Eduard Führer

Die Blasorchester in Waidhofen/Thaya, Raabs/Thaya und Franz Xaver Weigerstorfer

Die Bedeutung der Blasmusik

Jene Menschen, die mit Musikerziehung zu tun haben, kennen längst den Zusammenhang zwischen Intelligenz und vermehrtem Musikunterricht. Inzwischen befassen sich mit diesem Thema internationale Symposien und tragen diesen Erkenntnissen dadurch Rechnung, daß zum Beispiel die Stadt Wien im Schuljahr 1997/98 sich bereits 240 Musikschulklassen leistet. Musikhören und Musikmachen greifen durch Transfereffekte in andere Bereiche des menschlichen Bewußtseins, wie Intelligenzförderung und Sozialverhalten, ein. Weitere Faktoren des gemeinsamen Musizierens sind Weckung von Verantwortungsgefühl und Toleranz.

Diese Ansichten von Wissenschaftlern vertritt auch der gegenwärtige Leiter der Musikschule und Dirigent der angeschlossenen Jugendkapelle Raabs/Thaya, Musikdirektor

Franz Xaver Weigerstorfer. Als Musikpädagoge ist er seit Jahrzehnten bemüht, die Jugend für die Musik heranzubilden; außerdem war es sein Streben, das Niveau der ihm im Bezirksverband Horn-Waidhofen/Thaya anvertrauten Musikkapellen als Bezirkskapellmeister zu heben. Weigerstorfer war stets kompromißlos, leistungsorientiert und beseelt von dem Bestreben, die Blasmusik vom „Bier- und Frühschoppenimage“ wegzubekommen. Was ihm auch weitgehend gelungen ist.

Die Entwicklung der Blaskapellen und die Erfolge geben ihm recht. Allein das Programm des letzten Wertungsspieles der Musikkapellen des Bezirksverbandes Horn-Waidhofen/Thaya im Stadtsaal Waidhofen/Thaya oder das Programm des 20. Frühjahrskonzertes der Jugend- und Stadtkapelle Raabs/Thaya am 4. April 1998 stellen dies unter Beweis. Unter anderem standen beim Raabser Konzert Werke von Johann Strauß, die Ballettmusik aus der Operette „Die Fledermaus“, 2., 3. und 5. Satz, nach einer Blasmusikbearbeitung der Militärkapellmeister Eduard Scherzer und Hans Schadenbauer, weiters der Marsch „Wanderfreuden“ von F. X. Weigerstorfer, „Jugendfreunde“ von Sulzbacher u. a. m. auf dem Programm der Jugendkapelle.

Die Stadtkapelle Raabs/Thaya unter dem Dirigenten Kapellmeister Herbert Hauer brachte von Max Schönherr den „Symphonischen Marsch für großes Blasorchester“ – ein Werk der Höchststufe – und von Bedrich Smetana, in einer Bearbeitung von Viliam Beres, Polka und Finale aus der Oper „Die verkaufte Braut“ sowie von Franz Lehár die Ouvertüre zu „Wiener Frauen“ zum Vortrag. Bei den Jungmusikern werden moderne Kompositionen immer beliebter. So standen von Andrew Lloyd Webber nach einer Bearbeitung für Blasorchester „Don't cry for me, Argentina“ aus dem Musical „Evita“ und die Unterhaltungsmusik des Amerikaners Leroy Anderson „Blue Tango“ auf dem Programm. Zahlreich sind inzwischen Bearbeitungen für Blasorchester von Melodien aus der bekannten Rock-Oper „Jesus Christ Superstar“ oder aus Musicals wie „Hair“ oder „Das Phantom der Oper“. Auch Lieder der Beatles finden sich bei Blasmusikauftritten.

Gerade die zuletzt gehörten Konzerte lassen erkennen, daß die Blasmusik einen wesentlichen Stellenwert im kulturellen Leben hat. Warum sollte Blasmusik weniger gelten als z. B. Ballett, Theater, Streichorchester-, Gesang- und Klavierkonzerte oder andere Vorträge. Es ist außerdem eine bekannte Tatsache, daß Trompeter, Posaunisten und Hornisten für große Orchester vielfach aus Blasmusikkapellen hervorgehen.

Musikdirektor Franz Xaver Weigerstorfer

Musikdirektor Weigerstorfer ist ein Kämpfer für die Anerkennung der Blasmusik im Kulturleben einerseits und für die Blasorchester aus dem Waldviertel im besonderen, und somit ist er ein echter Blasmusikpionier. Franz Xaver Weigerstorfer ist ein gebürtiger Oberösterreicher und betreibt heute neben der Blasmusik mit genau so großem Einsatz, Ausdauer und Erfolg Heimatforschung, vor allem, was die „Ahnenforschung“ betrifft. Viele Jahre zurück konnte er seine Vorfahren ermitteln, und heute kann er eine ganz stattliche Zahl „Weigerstorfer“ nachweisen.

1934 auf einem oberösterreichischen Bauernhof in der Gemeinde Ried im Traunkreis geboren, wurde er auf den Namen Franz Xaver getauft. Nach dem Besuch der Pflichtschule arbeitete er später auf dem elterlichen Hof und machte frühzeitig als Klarinetist in der Musikkapelle seiner Heimatgemeinde Bekanntschaft mit der Musik. Er spielte dort

auch B-Trompete, Flügelhorn und Euphonium. Schon in jungen Jahren leitete er bereits seine erste Kapelle, die „Kremstaler Buam“, und 1958, mit 24 Jahren, eine Tanzkapelle. Im Jahre 1960 kam Weigerstorfer als Musiker zur Werksmusik Böhler in Kapfenberg. 1963 übernahm er die Marktmusik Pernitz als Kapellmeister. Auf der großen internationalen Gartenbaumesse in Wien (WIG 1964) gab es bei einem Wertungsspiel einen ausgezeichneten Erfolg in der Mittelstufe.

Der musikalische Weg führte Weigerstorfer dann nach Kärnten, wo er in Kühnsdorf bei der Werkskapelle Leitgeb als Kapellmeister wirkte. Er gründete Jugendkapellen in Kühnsdorf und Völkermarkt und leistete damit richtungsweisende Arbeit. In dieser Zeit absolvierte er auch bei prominenten Lehrern den Kapellmeisterkurs und legte 1973 die Staatsprüfung für Kapellmeister am Kärntner Landeskonservatorium ab.

Blasmusik in Waidhofen/Thaya

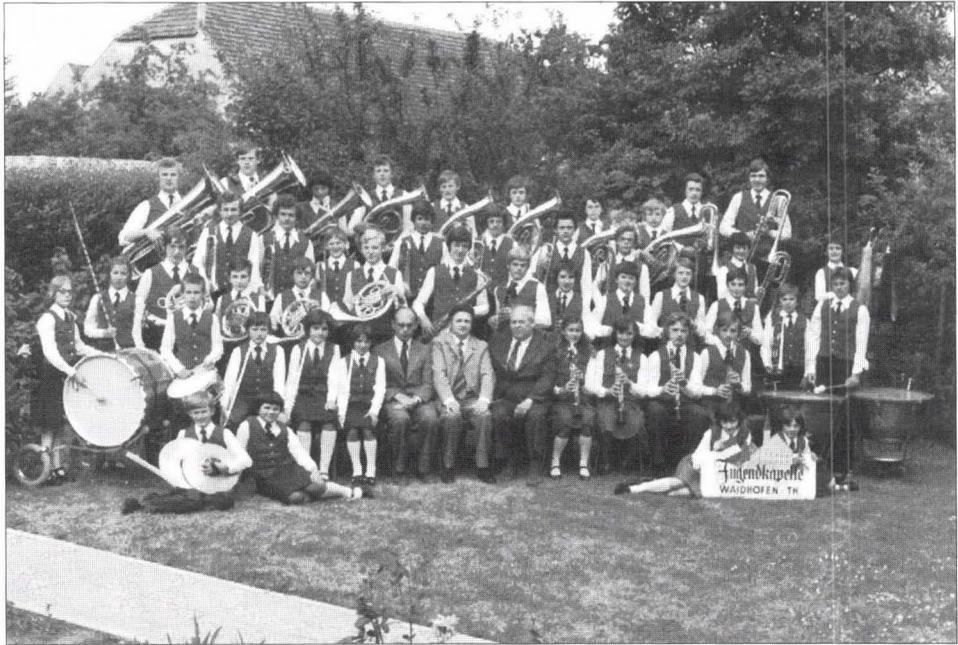
Es war das Verdienst des in den Siebzigerjahren wirkenden Kulturstadtrates und Obmanns des Gesang- und Musikvereines Waidhofen/Thaya, Walter Biedermann, daß Franz Xaver Weigerstorfer in die Thayastadt Waidhofen geholt und als Lehrer für Blasinstrumente im Rahmen der Städtischen Musikschule angestellt wurde. Es sollte für das Waidhofner Blasorchester der notwendige Nachwuchs gesichert werden. Weigerstorfer konnte hier auch das von Dir. Karl Zlabinger und zuletzt von Franz Tippl bestens geführte Blasorchester übernehmen. Innerhalb kurzer Zeit brachte er dieses zu einer Blüte wie nie zuvor. Waidhofen wurde zur mit Abstand besten Kapelle des Waldviertels und ein Vorbild für andere. Schon bald wurde Weigerstorfer auch zum Bezirkskapellmeister der Bezirke Horn-Waidhofen/Thaya gewählt. In Waidhofen gelang es ihm schon bald, seine erfolgreiche Arbeit als Lehrer in der Musikschule mit Gründung einer Jugendkapelle zu dokumentieren. Die Jungmusiker kamen aus dem ganzen Bezirk. Damals wurde der Grundstock zur späteren Renaissance von Musikkapellen und Jugendblasorchestern gelegt, z. B. in Dobersberg, Vitis, Windigsteig und Thaya. Kurzum es wehte durch die Nachwuchsarbeit ein auffrischender Wind.

Mit dem Blasorchester Waidhofen/Thaya und dem Jugendblasorchester der Städtischen Musikschule Waidhofen/Thaya gab es bald grandiose Konzerte und Wertungsspiele, die zu einmaligen Musikerlebnissen wurden. Es war der sichtbare Erfolg harter Arbeit. Die ersten Jungbläserseminare wurden in den Räumen der Musikschule durchgeführt, und immer mehr Jungmusiker wurden, dank ihrer Leistung, zu Trägern des Bronzenen, Silbernen und sogar Goldenen Leistungsabzeichens des NÖ Blasmusikerverbandes. Die alljährlich stattfindenden Jugendseminare erfreuen sich bis in die Gegenwart großer Beliebtheit. Seit dem Jahr 1980 ist die Musikschule der Stadt Raabs/Thaya deren Austragungsstätte. Namhafte Musiker bzw. Pädagogen unterrichten die Jungmusiker in Theorie und Praxis.

Nicht nur große Erfolge erzielte Weigerstorfer, seine kompromißlose Auffassung der Blasmusik brachte ihm auch Feinde. Eine ewige Reibfläche in Waidhofen war lange Jahre, für das Jugendorchester geeignete Probenlokale zu finden. Obwohl Franz Xaver Weigerstorfer in den Jahren 1973 bis 1977 das Blasorchester und die Jugendkapelle Waidhofen/Thaya zu musikalischer Spitze im Waldviertel gebracht hatte, kehrte er nach Differenzen und Meinungsverschiedenheiten in seine oberösterreichische Heimat, nach Kirchdorf an der Krems, zurück.



Blasorchester Waidhofen/Thaya (1976)



Jugendkapelle Waidhofen/Thaya (1977)

Die Nachfolge Weigerstorfers in Waidhofen trat in allen bisherigen Funktionen Kapellmeister Adolf Bayer an, der von Raabs/Thaya nach Waidhofen übersiedelte. Als jedoch sein Vorgänger Weigerstorfer ab Februar 1979 die Stadtkapelle Raabs/Thaya übernahm und dort als Leiter der Musikschule angestellt wurde und sofort im Rahmen der Musikschule eine Jugendkapelle aufzubauen begann, kam es wegen der Mitwirkung von Waidhofner Musikern, vor allem aus der Jugendkapelle, zu Zerwürfnissen. Kapellmeister und Musiklehrer Adolf Bayer verließ Waidhofen/Thaya in Richtung Weinviertel.

Das Waidhofner Blasorchester übernahm Hannes Stumvoll, die Jugendkapelle Waidhofen/Thaya, die aus dem Verband der Städtischen Musikschule ausgeschieden war und sich in einen eigenen Verein umgewandelt hatte, übernahm der Jungmusiker und Träger des Goldenen Leistungsabzeichens des NÖ Blasmusikerverbandes Werner Kainz. Mit ihm feierte die Jugendkapelle Waidhofen/Thaya kurzfristig großartige Erfolge. Es gab ausgezeichnete Ränge bei Wertungsspielen und viel Beifall bei Konzerten in Tirol, wo sie u. a. mit dem Tongemälde „Tirol 1809“ (Die Schlacht am Berg Isel) von Sepp Tanzer wahre „Triumphe“ feiern konnte. Nach der Matura von Werner Kainz ergab sich die Frage seiner Fixanstellung als Musiklehrer seitens der Stadtgemeinde wie bei seinen beiden Vorgängern. Da die Jugendkapelle nicht mehr im Rahmen der Städtischen Musikschule stand, wurde dem Ansuchen nicht stattgegeben. So kam es, daß sich die Jugendkapelle schließlich auflöste. Werner Kainz ging in die Steiermark und machte in St. Marein eine beachtliche Kapellmeisterkarriere. Sein an die 50 Musikerinnen und Musiker starkes Blasorchester zählt zu den besten des Bundeslandes Steiermark.

Was ein einzelner als Pionier für eine Sache bewegen kann, ersieht man am Beispiel Weigerstorfer. Daß ein Blasorchester für das Kulturleben eines Ortes, einer Stadt von großer Bedeutung ist, kann man dem Tätigkeitsbericht des Blasorchesters Waidhofen/Thaya vom Mai 1998 entnehmen. So wirkte das Orchester 1997 bei 39 öffentlichen Anlässen mit. In diesem Zusammenhang erfolgte die Bekanntgabe der Gründung einer „Junior-Band Waidhofen/Thaya“, welche in Zusammenarbeit mit der Städtischen Musikschule aufgestellt wurde. Die Beweggründe zur Schaffung dieses Ensembles sind:

- * Die Schaffung einer Musikgruppe, bei welcher sich das Repertoire am Geschmack und Interesse sowie am Können der jungen Künstler orientiert.
- * Förderung von Gemeinschaft, Kameradschaft und Teamgeist.
- * Den laufenden Bedarf an qualifizierten Nachwuchsmusikern zu decken.

Sicher ist die Fluktuation bei Jugendkapellen eine nicht zu übersehende Komponente, umso notwendiger ist die Heranbildung von Nachwuchskräften im Rahmen der Musikschulen.

Blasmusik in Raabs/Thaya

Weigerstorfer wurde in Raabs/Thaya 1979 zum Leiter der Musikschule bestellt. Es wurde ihm der Titel „Musikdirektor“ verliehen. Mit seinem Erscheinen wurde die Stadtkapelle zum Spitzenklangkörper des Waldviertels, und bald entstand auch in Raabs/Thaya ein Jugendblasorchester, das in der Zwischenzeit internationale Anerkennung gefunden hat und zweifellos zu den besten Jugendkapellen Niederösterreichs zählt.

Kapellmeister Weigerstorfer hatte sich zu Beginn in dem Klarinettenisten Günther Franz und dem Hornisten Herbert Hauer zwei ehemalige Schüler und hervorragende Musiker der Jugendkapelle und des Blasorchesters Waidhofen/Thaya geholt. Herbert Hauer wurde bald zum Vizekapellmeister in Raabs/Thaya herangebildet und ist heute

Kapellmeister bzw. leitet seit einigen Jahren die Stadtkapelle Raabs/Thaya. Als Stabführer der Jugendkapelle der Städtischen Musikschule Raabs/Thaya ist er Träger des Stabführer-Leistungsabzeichens und der Dirigentennadel in Bronze und Silber. Musikdirektor Weigerstorfer erhielt die Auszeichnung in Bronze, Silber und Gold, letztere gleich zweimal (für eine neunmalige Auszeichnung mit der Stadtkapelle Raabs/Thaya und 1991 ein weiteres Mal für die Jugendkapelle).

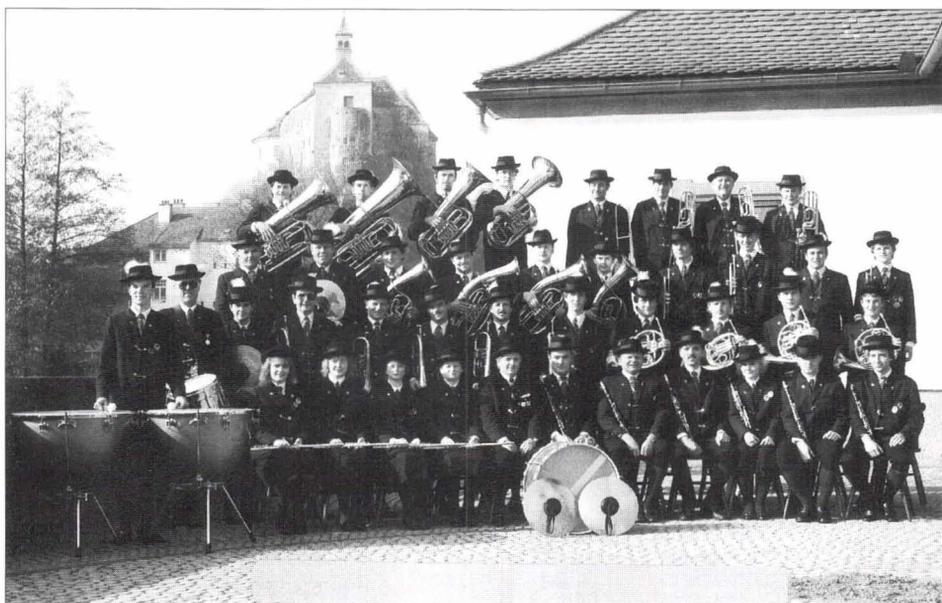
Heuer (1998) ist die Jugendkapelle Raabs/Thaya im 20. Bestandsjahr. Im Jahre 1978 war das erste Zusammenspiel von Jungbläsern unter Leo Jörgo erfolgt. Ab Februar 1979 hatte Franz Xaver Weigerstorfer die Leitung des aus 26 Jungmusikern bestehenden Ensembles übernommen. Seit 1. Mai 1981 ist die Kapelle Mitglied im NÖ Blasmusikerverband. Obmann war und ist der jeweilige Bürgermeister der Stadt Raabs/Thaya.

Weigerstorfer leitete die Jugendkapelle bei Wertungen von 1979 bis 1995, seither ist Gerhard Nothmüller ihr Leiter. Insgesamt erspielte die Jugendkapelle bereits 18 „Ausgezeichnete Erfolge“ in Niederösterreich in allen Leistungsgruppen von A-D (Grundstufe bis Kunststufe). Sie erhielt dafür den Ehrenpreis des Landeshauptmannes von NÖ in Bronze, Silber und Gold sowie den Sonderpreis für 12 ausgezeichnete Erfolge bei Konzertwertungen in Niederösterreich ohne Unterbrechung. Einen schönen Wertungserfolg in Konzert- und Marschbewegung gab es 1988 in Rostock (damals noch DDR) beim Internationalen Europäischen Jugendkapellentreffen. Weiters spielte sie seit 1988 elfmal mit Auszeichnung bei Marschwertungen unter den Stabführern Herbert Hauer und Dipl.-Ing. Markus Nagl.

Franz Xaver Weigerstorfer war der erste Kapellmeister im Waldviertel, der mit seinem Orchester in der Kunststufe angetreten ist. Aus seiner Kapelle beteiligten sich laufend mit Erfolg Bläsergruppen an den Bewerben für Bläserkammermusik.



Stadtkapelle Raabs/Thaya (1987)



Jugendkapelle Raabs/Thaya unter der Leitung von Musikdirektor Franz Xaver Weigerstorfer (1992)

Es muß schließlich darauf hingewiesen werden, daß es sich Weigerstorfer auch als Bezirkskapellmeister nicht leicht macht und unermüdlich mit viel Idealismus um die einzelnen Mitgliedskapellen des Bezirkes bemüht ist. Die Teilnahme an den Konzert- und Marschmusikbewertungen ist erfreulich gut. Einen Beweis für die Aufbauarbeit brachte das Ergebnis der Wertung für Konzertmusik am Samstag, dem 26. April 1998, im Stadtsaal von Waidhofen/Thaya. Die fünfzehn angetretenen Musikkapellen erzielten mit elf ausgezeichneten und vier sehr guten Bewertungen ein erfreuliches Ergebnis. Das Spitzenorchester der Bezirksarbeitsgemeinschaft (BAG) Horn-Waidhofen/Thaya des NÖ Blasmusikverbandes war neuerlich die Stadtkapelle Raabs/Thaya unter der Leitung von Herbert Hauer, die als einzige Kapelle in der Höchststufe (D) antrat und ein „Ausgezeichnet“ erspielte.

Bezirksobmann Paulus Faimann machte die Feststellung, daß die gezielte Arbeit in den Musikkapellen auch hörbare Früchte trägt, und meinte: „Die große Anzahl der Jugendlichen, die sich der Blasmusik verschreiben, und auch die vielen jungen Kapellmeister geben erfreuliche Aspekte für die Zukunft.“ Dies ist nicht zuletzt auch ein Verdienst von Bezirkskapellmeister Musikdirektor Franz Xaver Weigerstorfer.

Zur BAG Horn-Waidhofen/Thaya zählen folgende Musikkapellen: Musikverein Aigen – Seebachbuam; Blasmusikkapelle und Jugendkapelle Dobersberg (zuletzt nicht vertreten); Jugendblasorchester des Gemeindeverbandes der Musikschule Eggenburg und Bürgerkorpskapelle Eggenburg; Bürgermusikkapelle Gars; Stadtmusikkapelle Horn; Jugendkapelle Irnfritz; Musikkapelle Langau; Stadtkapelle Raabs/Thaya und Jugendkapelle der Städtischen Musikschule Raabs/Thaya; Musikverein Vitis; Blasorchester Waidhofen/Thaya; Jugendkapelle Weitersfeld; Blasmusik Windigsteig; Grenzlandmusikverein Zissersdorf.

Abschließend sei noch auf den Komponisten Franz Xaver Weigerstorfer hingewiesen. Der „Fanfare der Jugend“ und dem „Kremstaler Heimatgruß“ folgte eine ganze Reihe weiterer Kompositionen. Viele, wie die „Waldviertler Polka“ und „Stadtfanfare“, und die große Fantasie über „Burg Kollmitz“, die Polka „Im Raabser Stadtkrug“ sowie zwanzig Märsche und zahlreiche Bearbeitungen bekannter Kompositionen zählen zu seinen Werken. Auch gibt es Rundfunk- und CD-Aufnahmen.

Heute ist Weigerstorfer über 35 Jahre Kapellmeister, davon rund 25 Jahre in Waidhofen/Thaya und Raabs/Thaya, wo er vom oberösterreichischen „Traunviertler“ zum Waldviertler, zum „Thayataler“ geworden ist. Hier in Raabs/Thaya gründete er eine Familie und fand seine zweite Heimat.

QUELLEN

Archiv des Heimatmuseums Waidhofen/Thaya und Privatarchiv des Autors (Notizen, Berichte in Lokalzeitungen, Konzerteinladungen, Aufrufe, Rechenschaftsberichte, Korrespondenzen sowie Waidhofner Stadtnachrichten).

Gustav Reingrabner

Evangelisch in Horn – Bemerkungen zur Struktur der evangelischen Gemeinde in der Stadt – Ergänzung

In dem Aufsatz in Heft 2/1998 wurde versehentlich auf Seite 122 anstatt des in Anmerkung 25 zitierten Berichtes ein anderes Blatt abgebildet. Das ausgefallene Dokument wird hier nachgetragen (siehe nächste Seite). Gleichzeitig soll ein sinnstörender Druckfehler korrigiert werden: Mag. Birgit Schiller ist seit 1992 (nicht 1962) Pfarrerin in Horn.

Evangelische Diözese A. B.
Niederösterreich
Superintendentur

Baden, 1. Juli 1952
Wilhelmstr. 54

Z: 1614/52
Betr. Kirchweih Horn

Jul 20 2 1952
747
6
Ev. Oberkirchenrat
Eingel. - 2 7. 52
5497
mit Blg.

An den
Evangelischen Oberkirchenrat A.B. W i e n

Am Sonntag, den 29. Juni 1952, konnte die mit der Gustav Adolf-Gemeinde 1952 völlig erneuerte Altöttinger Kapelle in Horn, Pfarrgemeinde Horn, in den gottesdienstlichen Gebrauch übernommen werden. Innerhalb von acht Wochen wurden die Herstellungsarbeiten nach den Plänen des Architekten Barta durchgeführt und es kann gesagt werden, daß das Werk sehr gut gelungen ist. Man tritt zunächst in einen hohen Raum, der von einer großen Kuppel überwölbt ist und hat einen schönen Blick auf den Altarraum, der mit einem großen, schlichten Kreuz geschmückt ist. Für die allsonntäglichen Gottesdienste dient der Altarraum mit zwei Seitenschiffen, wo in Bänken 60 Gemeindeglieder Platz finden. Im Rundbau sind 50 Stühle aufgestellt, so daß 110 Sitzplätze vorhanden sind. Die Zahl der Sitzplätze kann aber durch das Aufstellen weiterer Sessel leicht auf 180 bis 200 erhöht werden.

Die Stadtgemeinde Horn ist über den schönen Ausbau so erfreut, daß sie in einer Sitzung am 28. Juni beschloß, den Platz vor der Kirche in ihre Obhut zu übernehmen und dort eine kleine Parkanlage errichten zu lassen.

Der Kirchweihstag war ein strahlend schöner Sommertag. Aus allen zur Predigtstation gehörigen Predigtstellen waren Gemeindeglieder gekommen und auch die Muttergemeinde hatte sich mit rund hundert Gemeindegliedern eingestellt. Wohl mehr als 300 Menschen füllten die Kirche. An offiziellen Vertretern waren gekommen: der Bürgermeister der Stadt Horn, ein Vertreter des Bezirkshauptmanns, der auf Urlaub weilte, ein Vertreter des katholischen Pfarramtes. Der Prior des Stiftes Altenburg hatte sich entschuldigt, da er krank darniederlag.

Da die Kirche nicht neu gebaut worden war, wurde von einer Schlüsselübergabe abgesehen. Nach dem Ruf des Glöckleins begann der Festgottesdienst mit der Eingangsliturgie, die Pfarrer Elicke als Ortspfarrer hielt. Dann folgte die Weiherede des Superintenden ten auf Grund des Schriftwortes Eph. 2, 19. 20., an die sich Gebet und Übergabe als gottesdienstliche Stätte schloß. Nach dem Hauptlied hielt der Superintendent die Festpredigt über Röm. 8, 33-39. Anschließend sprachen Herr Oberkirchenrat Pf. Adolf Winkel als Vertreter des Oberkirchenrates und als Gustav Adolf-Onkel und Pfarrer Elicke, der nach dem Dank gegen Gott, dem Dank gegen die Menschen, die mitgeholfen hatten, den Bürgermeister, die römisch-katholische Kirche und die Handwerker, Ausdruck gab. Die Schlussliturgie hielt der Superintendent.

Beim gemeinsamen Mittagessen wurden die eingelangten Grußworte, vor allem das des Herrn Bischof und das eines deutschen Pfarrers aus der Ostzone, der in seinem Gemeindeblatt vom Horner Kirchlein gelesen hatte, verlesen.

Gd 202
147

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Stift Altenburg

Abt Mag. Bernhard Naber 40 Jahre Priester

„Als ein Abt der Brüderlichkeit und der gelebten Nächstenliebe“ wurde Mag. Bernhard Naber, ein weit über die Mauern des Stiftes Altenburg bekannter Ordensmann, titulierte.

Im Rahmen eines Festgottesdienstes feierte Abt Bernhard mit zahlreichen Freunden und Bekannten sein 40jähriges Priesterjubiläum. „Eigentlich wollte ich nur in einem kleinen Kreis feiern“, gab er sich bescheiden, „aber man hat mich mit diesem Fest überrascht.“

Ein Ikonen-Kreuz, welches in mühevoller und akribischer Detailarbeit von ukrainischen Künstlern hergestellt wurde, überreichte der Konvent dem obersten „Ordenshüter“ des Stiftes. Im Sinne des hl. Benedikt leitet Abt Bernhard, der 1934 in Groß-Motten geboren wurde, in Salzburg studiert hatte und am 11. Juli 1958 zum Priester geweiht wurde, nach Stationen als Seelsorger in Horn, Altenburg und Maria Dreieichen, als Sängerknabenpräfekt und Religionslehrer, das Stift bereits seit über 20 Jahren.

Eingebettet war das Jubiläum in ein großes, zweitägiges „Troger-Fest“. HR Dr. Werner Kitlitschka wußte dabei die vielen Gäste mit einem interessanten und sehr anregend gestalteten Vortrag zu fesseln und führte mit P. Albert Groß durch die Ausstellung und das Stift.

In der Krypta hatte Dieter O. Holzinger, Regisseur der Sommerspiele, eine Theaterinszenierung vorbereitet, die unter dem Motto „Paul Troger und seine Zeit“ stand und in der wichtige Stationen im Leben des „Malers des Himmels“ eindrucksvoll dargestellt wurden.

NÖN/Horn-Eggenburg, 22. 7. 1998

Altenmarkt

Saumoaskirtag

Unter dem Titel „Saumoaskirtag“ fand heuer der Bauernmarkt des Fremdenverkehrs-, Kultur- und Dorferneuerungsvereines Yspertal statt. Neben der für die Region bekannten „Saumoas!“ gab es viele kulinarische Schmankerln und bäuerliche Produkte. Außerdem konnten zahlreiche Kunsthandwerkstücke heimischer Hobbykünstler bewundert und käuflich erstanden werden.

Umrahmt wurde das Fest von traditioneller Volksmusik. Nach einem Regenschauer mußte das Geschehen in die Gaststätten verlagert werden; trotzdem konnte das schlechte Wetter nicht verhindern, daß bis zur Abenddämmerung musiziert, gesungen und getanzt wurde.

NÖN/Melker Zeitung, 22. 7. 1998

Dobra (Marktgemeinde Pölla)

Rettung für Dobra

Die Renovierung der Ruine Dobra macht Fortschritte. Der Verein „Pölla aktiv“ ist emsig tätig. 800 000 Schilling wurden bereits verbaut. „Die Burg Dobra war der Stammsitz eines Zweiges des Ministerialengeschlechtes der Herren von Dobra, über welche zahlreiche Urkunden vom 12. Jahrhundert an Auskunft geben“, berichtet Bürgermeister Ing. Johann Müllner.

„Vor zwei Jahren hat der Verein die Ruine von der Windhagschen Stipendienstiftung gepachtet und bemüht sich nun, diese zu sanieren und wieder öffentlich zugänglich zu machen.“ Unter den gestrengen Augen des Bundesdenkmalamtes wurden die ersten Notmaßnahmen festgelegt. Die Kosten der ersten Bauetappe (Sanierung des Burgfrieds, Zugang, Tor) werden mit 2,1 Millionen Schilling beziffert. Das Team um Obmann Bürgermeister Müllner startete zur Rettung von Dobra



Ruine Dobra
(Foto: Friedel Moll)

zahlreiche Aktivitäten. Ämter und Behörden wurden zur Aufbringung der Mittel kontaktiert. „Über tausend freiwillige Arbeitseinsätze wurden geleistet, wobei Karl Baier einen Löwenanteil erbrachte.“ Für Professionalisten-Arbeiten erhielten nur heimische Firmen Aufträge. Die erste Bauetappe soll bis zur Eröffnung der NÖ Landesausstellung 2001 abgeschlossen sein.

NÖN/Zwettler Zeitung, 12. 8. 1998

Emmersdorf

Der Magdalenenweg – eine interessante Kulturwanderung

Ausgangspunkt der Kulturwanderung ist die Magdalenenkapelle im Emmersdorf. Von dort geht es weiter zur Donaubrücke, und von der Donau mit dem schönen Ausblick auf Schloß Schönbühel und Stift Melk führt der Weg nach Schallemmersdorf und zum Burgkircherl in Gossam. Über die Obstbaumzeile geht es dann zum Pöstlinggraben. Ein weiterer „Kraftpunkt“ am Magdalenenweg ist das Rosalienkreuz, wo früher der Pfarrer die Leichenzüge aus Gossam empfing. Bei der achten Station der Kulturwanderung kann man die Kraft eines Summsteines spüren, der von der Berufsschule der Steinmetze in Schrems anlässlich der Montessori-Werkstatt 1998 hergestellt wurde.

Die nächste Station ist die Pfarrkirche St. Nikolaus. Bei der 10. Station ist ein Wasserprisma zu bewundern, das für die Montessori-Werkstatt von der Fa. Gradwohl errichtet wurde. Über die Stufen der Kolomanistiegen geht es dann weiter. Den Abschluß des Magdalenenwegs bildet wieder die Marktkapelle. Im Keller der Kapelle, der ein spezielles Gewölbe aufweist, ist laut Vermessungen ein Zentrum positiver Strahlungen. „An diesem Ort der Kraft kann man buchstäblich die Seele vibrieren spüren“, heißt es.

In Zukunft soll die meditative Wirkung noch durch eine Klangschale, einen Gong und Klachnische Klangkörper ergänzt werden.

NÖN/Melker Zeitung, 23. 9. 1998

20 000 bei „Bohème“

Der „Rekord“ hielt: Auch in der neunten Saison mußte keine einzige Aufführung des Opern Air auf der Burgruine abgesagt werden. Aber das war nicht das einzige, was die Verantwortlichen für die Jubiläumssaison 1999 mit Beethovens „Fidelio“ positiv stimmte. „Durch die ausschließlich positiven Reaktionen von Publikum und Medien im In- und Ausland fühlen wir uns ermutigt und bestärkt, ein musikalisch so schwieriges Werk im 10. Opern-Jahr gut zu bewältigen“, gibt sich Intendant Mag. Karel Drgac zuversichtlich. Auch Ing. Heribert Reisinger, Obmann des veranstaltenden Vereins zur Förderung der Kultur im mittleren Kamptal, ist äußerst zufrieden: „Die beeindruckende Qualität der Aufführungen und die hinreißende Kulisse der Babenbergerburg haben diesen Erfolg möglich gemacht. Unsere Gäste schätzen die ‚große Oper mit menschlichen Dimensionen‘ sehr.“

In den Chor der Fans stimmt auch Anton Schrammel ein: „Gars ist hervorragend als Opernspielort geeignet und wird mittlerweile vielfach mit großen internationalen Spielstätten verglichen – das ist für uns das schönste Kompliment.“

Und schließlich feierten neben dem Opernorchester Brünn unter Ivan Parik und dem übrigen hochgelobten Ensemble auch einige Solisten persönliche Erfolge: Sie dürfen sich auf weitere Engagements in großen Opernhäusern freuen.

NÖN/Horn-Eggenburg, 26. 8. 1998

Elke Papp eröffnete die Kunstwoche

Mit einer Performance von Elke Papp wurde am 22. August 1998 die 7. Kunstwoche unter dem Motto „blindlicht“ eröffnet. Zwölf Künstler aus Österreich, Deutschland, der Schweiz und Tschechien präsentierten im Verlauf der Kunstwoche ihre Werke in Grafenschlag.

Wie jedes Jahr ging es auch heuer Organisator Paul Seidl darum, dem Anspruch eines Gesamtkunstwerkes in der Landschaft gerecht zu werden. Dazu gehört Uta Dorras Hommage an Paul Klee ebenso wie durch das Feld gezogene Entwicklungslinien der Schweizer Hans und Rudi Koch.

Ein besonderes Erlebnis verbirgt sich hinter einem versteckten Gewölbe. Offenkundige Verdauungsgeräusche machen auf etwas aufmerksam, was sich dem Betrachter erst mit einem Blick durch den Feldstecher offenbart: eine Verdauungs-Peepshow, in der Würmer in Plexiglasröhren ihren Weg durch die Gänge suchen.

Sini Coreth funktionierte das alte Gewölbe ganz einfach in eine überdimensionale Magenhöhle um. Erst bei Dunkelheit zur Geltung kommt die „Getretene Kunst“ von Pavel Carlsbader. Schuhabdrücke aus fluorisierendem Material zieren die Wand einer Holzhütte und einige Telefonmasten. Nachdem die Abdrücke mehrere Minuten bestrahlt werden, sind sie die ganze Nacht als optische Effekte präsent.

Nach der Eröffnung der Kunstwoche durch Peter Lederic und Vizebürgermeister Josef Redl und einem Konzert der Blues-Band „Wetterstein“ stand wie im Vorjahr eine Performance von Elke Papp auf dem Programm. Mit verbundenen Augen und nur mit Buchstaben bekleidet ließ sie sich von den Zuschauern durch einen mit Gegenständen dekorierten Garten leiten. Zu jedem ertasteten und erfüllten Gegenstand trug Papp vorwiegend lyrisch getextete Ansichten vor, die eigentliche Handlung sollte sich im Verlauf der Performance improvisiert entwickeln. Leider machte aber plötzlich einsetzender Regen diesem Plan vorzeitig einen Strich durch die Rechnung.

Daniel Lohninger, NÖN/Gmünder Zeitung, 26. 8. 1998

Laienbühne inszenierte Satire von Helmut Qualtinger

Einen Blick in die Abgründe der österreichischen Seele wagte die Laienbühne mit einer Qualtinger-Satire. Korruption, Sensationsgier, vordergründige Dummheit und hinterlistige Bosheit – so charakterisierte Helmut Qualtinger die kennzeichnenden Merkmale der österreichischen Gesellschaft. Für „Unternehmen Kornmandl“ nahm sich der legendäre Kabarettist die Jagd nach einem Lustmörder im Gebiet um Steyr zum Vorbild, die im Sommer 1957 die österreichische Öffentlichkeit in Atem hielt.

In der Inszenierung der Laienbühne, die am 21. und 22. August im Garten des Burgstüberls erstmals aufgeführt wurde, steht Marschmusik am Beginn des Stückes, das ihre Fortsetzung in der Angelobungsszene der beiden Gendarmen Swoboda und Hosenseidl findet („Wir sind überparteilich und unterbezahlt“). Regisseur Martin Schuster war sichtlich bemüht, dem Stück durch die Adaption von Themen, die derzeit für Aufregung sorgen, mehr Aktualität zu verpassen.

Viagra, Lewinsky und Harald Juhnkes Alkohol-Problem dominieren in der Inszenierung der Laienbühne die Berichterstattung der Medien. Bis von einem „Sommerloch“ angesichts mehrerer Morde nicht mehr die Rede sein kann. In einer Allianz aus inkompetenten, eitlen Gendarmen und sensationslüsternen Boulevard-Journalisten entwickelt sich eine Jagd nach der „Bestie von Steyr“.

Gemäß dem Zitat von Qualtinger „Eine Satire, die niemanden trifft, ist keine“ war auch die Aufführung der Laienbühne kritisch und in ihrer Darstellung überspitzt. Was bleibt, ist der (mögliche) Trost, daß es so dramatisch in Wirklichkeit nun auch wieder nicht sein könne.

NÖN/Gmünder Zeitung, 26. 8. 1998

Kautzen

Zwei Sonderausstellungen: Menschenbilder und Mineralien

„Menschenbilder – von Kopf bis Fuß – Ansichten vom Menschen“ betitelt sich die Sonderausstellung, die vom Landesverband der Kunstschulen Niedersachsen mit dem Euroatelier in Prag und dem Bundesgymnasium in der Hagenmüllergasse in Wien mit Werken bestückt wurde. Die Schwerpunkte der Darstellungen reichen vom klassischen Selbstportrait über die Abbildung des Menschen in seinem Lebenskreis bis zu menschlichen Träumen und Gefühlen. Bemerkenswert ist vor allem die unmittelbare Kreativität der jungen „Künstler“: Mit natürlichem Einfühlungsvermögen haben etwa die malenden Kinder das Wesen der Portraitierten mit Pinsel und Feder wiederzugeben versucht. Dem aus Thaya stammenden Professor Roland Hauke ist es zu danken, daß die Ausstellung, die in Österreich nur für Linz und Wien vorgesehen war, auch in Kautzen gezeigt wurde.

„Mineralien – die verborgenen Schätze des Waldviertels“ lautet der Titel der zweiten Ausstellung. Wahre Sammlerschätze hortet der Wahl-Waldviertler Gerhard Haberleitner aus Hoheneich, der die „Schmuckstücke“ seiner reichen Sammlung dem Heimatmuseum in Kautzen für acht Wochen zur Verfügung gestellt hat. Wenig bekannt ist der Abwechslungsreichtum der Waldviertler Mineralienwelt, der sich dem Ausstellungsbesucher rasch erschließt: Von den Quarzen aus Kottinghormanns, Litschau und Vitis über die Opale von Waldkirchen bis zu den Achaten von Langschwarza. Bis 19. Juli können schöne Mineralien aus dem Waldviertel – aber auch dem Rest der Welt – bestaunt werden. Einzelobjekte werden auch zum Kauf angeboten.

Der Waldviertler Nr. 12, Juli 1998

Kirchbach (Marktgemeinde Rappottenstein)

Peter Berne sorgte wieder für Kulturgenuß

Der Glanz der großen Opernhäuser dieser Welt warf am Samstag anläßlich eines italienischen Opernabends seinen Schatten auf die Ortschaft Kirchbach.

Ermöglicht wurde diese Veranstaltung durch den Leiter des internationalen Opernstudios im Kloster Kirchbach, Peter Berne, der im Rahmen seiner Arbeit Opernkünstler aus der ganzen Welt nach Kirchbach bringt, um sie hier zu unterrichten und mit ihnen zu arbeiten. Am Ende eines zweiwöchigen Kurses, bei dem Peter Berne heuer von Professor Marta Lantieri, die einen Meisterkurs gab, unterstützt wurde, standen das Konzert im Gasthaus Eichinger sowie tags zuvor ein Konzert in Zwettl. Durch das Programm des Abends führte Peter Berne, der die Arien inhaltlich und thematisch gekonnt und souverän aufbereitete und damit auch nicht geübten Opernhörern das Verständnis wesentlich erleichterte.

Diese Veranstaltung zeichnete sich aber keineswegs nur durch ihren künstlerischen Wert aus, sondern vor allem durch ihre Herzlichkeit. Die fünf auftretenden Opernsänger, die alle aus Skandinavien stammen, zeigten sich keineswegs „nordländisch kühl“, sondern „südländisch“ temperamentvoll und brachten so einige der schönsten Opernarien zum Erklingen, was vom Publikum nicht nur durch den entsprechenden Applaus, sondern vor allem durch echte Begeisterung honoriert wurde. Zur Aufführung kamen neben Stücken von Giuseppe Verdi, Wolfgang Amadeus Mozart, Gioacchino Rossini und Friedrich Smetana auch drei schwedische Volkslieder, die von den drei schwedischen Teilnehmern des Kurses von Peter Berne ohne Klavierbegleitung vorgetragen wurden. Das Konzert in Kirchbach trat den Beweis dafür an, daß Opernmusik weder an bestimmte Räumlichkeiten noch an ein bestimmtes Publikum gebunden ist.

Peter Berne möchte in weiterer Zukunft auch anderen Gemeinden die Möglichkeit bieten, die Konzerte im Anschluß an seine Kurse aufzuführen. Wie stark die Akzeptanz der Kirchbacher Bevölkerung gegenüber dem Studienzentrum von Peter Berne ist, stellt eine Geste von Maria Eichinger klar, die eigens ein Klavier ankaufte, um das Zentrum zu unterstützen.

NÖN/Zwettler Zeitung, 19. 8. 1998

Krems/Wien

Gedenktafel für Nazi-Opfer

„In Erinnerung an die Lehrenden und in Ausbildung Stehenden der Medizinischen Fakultät der Universität Wien, die in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft aus ‚rassischen‘ oder politischen Gründen verfolgt, vertrieben, ermordet wurden. Eingedenk der Mitverantwortung gewidmet von der Medizinischen Fakultät, 1998.“ Dieser Text steht auf der Bronzetafel des Kremser Künstlers Günter Wolfsberger zu lesen, die im Arkadenhof der Universität Wien angebracht wurde.

Das Werk war eine Auftragsarbeit der Gastroenterologischen Gesellschaft, die einen Weltkongreß in Wien organisierte.

Die Struktur der Tafel zeigt ein Netzwerk von Durchbrüchen und Vollstellen, von quaderförmigen Hohlstellen, die auf das Fehlen der Vertriebenen aus ihrer beruflichen und gesellschaftlichen Position hinweisen, Lücken, die nie wirklich geschlossen worden sind. Gitter als Bedrohung, geschlossene und offene Fächer einer Urnenwand sind Elemente, die diese Struktur mitbestimmen.

NÖN/Kremser Zeitung, 7. 9. 1998

Langenlois/Haindorf

100 Jahre Kapelle Haindorf – Gedenkstein für W. Demal

Das Wahrzeichen des Stadtteiles Haindorf, die Kapelle, feierte ihr 100jähriges Bestehen mit einem Festakt. „Wir enthüllen ein Stück Kapelle“, stellte Bürgermeister Kurt Renner bei der Segnung des Gedenksteines für den legendär gebliebenen Wolfgang Demal fest, als der Verschönerungsverein am 6. September 1998 zugleich auch das hundertjährige Bestehen des altherwürdigen Sakralbaues beging. Das Stadtoberhaupt und Pfarrer Anton Schuh lobten, daß ohne die

Initiativen Demals und dessen Vereinsgetreuen die Kapelle verfallen wäre. Seit 1983 wurden 980 freiwillige Arbeitsstunden geleistet.

Den Entwurf für den Gedenkstein schuf der aus Langenlois stammende Künstler Wolfgang Bergner; die Ausführung erledigte die Firma Hauenschild.

Der Doppelanlaß wurde von Verschönerungsvereins-Obmann Alfred Redl und dessen engsten Mitarbeitern Franz Lehr, Josef Fragner und Ernst Schönbichler perfekt vorbereitet. Für den Auftakt und die Meßgesänge sorgte die Gruppe „Impuls“. Prof. Leopold Eibl schilderte die Geschichte des Baues. Ing. Ludwig Rausch dokumentierte die Veränderungen mit Fotos. Beim Frühschoppen konzertierte die Stadtkapelle. *Karl Niklas, NÖN/Kremser Zeitung, 7. 9. 1998*

Melk

Melk 1848-1970: Vortrag von Pater Wilfried stieß auf großes Interesse

Die Weltgeschichte ist an Melk nicht spurlos vorübergegangen. Melk von 1848 bis 1970 war das Thema eines Vortrags von P. Wilfried.

Mehr als 100 Leute waren der Einladung des Kultur- und Museumsvereines gefolgt: Pater Wilfried Kowarik machte in seinem Vortrag mit Fakten, Anekdoten und Dias aus dem Stadtarchiv die Zeit in Melk ab 1848 lebendig.

Im Jahr der Aufbruchsstimmung 1848 erwachte auch Melk: Das selbstbewußte Bürgertum tat sich in Vereinen wie dem Singverein zusammen, und nachdem die Brauerei für den wirtschaftlichen Aufschwung gesorgt hatte, wurde bald die erste Benzinzapfsäule errichtet, und 1907 brannte die erste Glühbirne.

1918 fuhr die Leiche des Thronfolgers Franz Ferdinand mit dem Zug durch Melk und brachte den Ersten Weltkrieg mit. Der Ständestaat konnte in Melk nie richtig Fuß fassen, dafür aber der Nationalsozialismus, und 1938 wurde Adolf Hitler am „Hitlerplatz“ (Hauptplatz) empfangen. Sieben Jahre später: Mehr als 10000 Gefangene im Melker KZ, Bombenangriff, Russen. Die Nachkriegszeit in Melk war gekennzeichnet vom Autobahnbau, dem wachsenden Fremdenverkehr, dem Hochwasser 1954.

Pater Wilfried schloß mit der „Ära Wedl“, die er möglichst objektiv darzustellen versuchte. Das Publikum lebte beim Vortrag spürbar mit, saßen doch genug „Zeitzeugen“ darunter.

NÖN/Melker Zeitung, 23. 9. 1998

Alte Post im neuen Glanz

Am Freitag zogen die zwei Musikkapellen (Stadtkapelle und Musikverein) vom Rathausplatz durch die älteste Straße – die sanierte Sterngasse – zum renovierten Festsaal. Landtagspräsident Edmund Freibauer und Alt-Landeshauptmann Siegfried Ludwig führten mit Helmut Sommer und Vizebürgermeister Josef Dallinger den ersten Festzug an. Der zweite Festkondukt wurde tags darauf ja vom Kaiser in der Kutsche angeführt. Doch zuvor erlebten die drei Bürgermeister (Werner Herzog aus Herrieden, Ludwig Teuber aus Bockau und Dr. Sindaco Dissegna aus Rossano, Italien) eine würdige Wiedereröffnung des Festsaales.

16 Millionen mußte die Stadt in Sanierung und Umbau investieren. Dafür wurden neben Baudirektor Johann Huber und Gerald Gastecker vom städtischen Bauamt auch der Neuwindener Dipl.-Ing. Josef Streimelweger (Bauabteilung des Landes) und Ing. Kurt Löscher (ebenfalls vom Land NÖ) für ihre besonderen Verdienste um die Festsaalrenovierung geehrt.

Bereits 1792 wurde das „Alte Posthaus“ errichtet und 1871 von der Sparkasse aufgekauft, die vor 104 Jahren den Festsaal errichten ließ. Vor 18 Jahren hat die Stadt den Saal erworben, und „bis auf weiteres wird die Stadt den Saal auch selbst bewirtschaften“, verkündete Bürgermeister

Helmut Sommer in seiner Festansprache. Die Stadtkapelle brachte abschließend ein Werk von Hans Gansch zur Uraufführung.

NÖN/Melker Zeitung,
30. 9. 1998

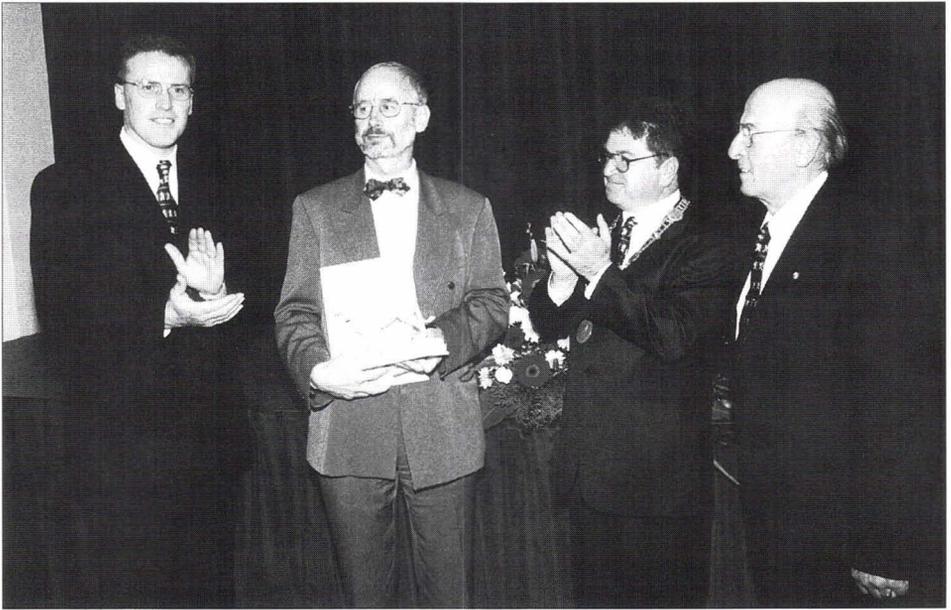


Melk: Fassade der
Alten Post

„Löwe“ Anton Harrer, Kustos des Melker Museums ist der 1. Preisträger

„Es soll in Melk nicht mehr die Zeit kommen, wo es keine Hoffnung mehr für das Museum gibt“, betonte Kustos Anton Harrer in seiner Dankesrede. Als Harrer 1974 die Museumsleitung angetragen wurde, hatte der damalige Bürgermeister Josef Böck wenig Hoffnung, daß aus dem Museum noch etwas werden könne.

Derzeit sind im Museum 15000 Bilder und Dias archiviert, und Harrer sorgt dafür, „daß lokalhistorische Kostbarkeiten nicht im Verborgenen bleiben“, lobte Bürgermeister Sommer die Arbeit Harrers, der 1980 auch zu den Gründungsmitgliedern der Grünen Insel zählte. „Das war für die Stadt nicht immer angenehm“, bekannte Bürgermeister Sommer. Aber der damalige Kulturstadtrat Helmut Sommer hat Harrer, der durch seine kritischen Betrachtungen aufgefallen ist, deshalb auch in den Kulturausschuß geholt, und daraus ist später der Kultur- und Museumsverein geworden.



Verleihung des Melker Löwen an Kustos Anton Harrer; von links nach rechts: Kulturstadtrat Thomas Wiedrich, Anton Harrer, Bürgermeister Mag. Helmut Sommer und Vizebürgermeister Josef Dallinger.

Harrer (der immer noch kritisch ist) und im Museum im alten Forsthaus (Grüne Insel) fleißig werkt, überlegte bei seiner Ansprache laut, ob der Preis vielleicht wieder ein taktischer Schachzug sein könnte. Anton Harrer, 51, ist der erste „Melker Löwen-Preisträger“. Die Auszeichnung wurde anlässlich 100 Jahre Stadt (der Löwe ziert das Stadtwappen) nach einer Idee von GR Ernst Freudenthaler geschaffen. Der Preis darf nur alle drei Jahre an einen Nicht-Politiker vergeben werden. Neben dem Keramik-Löwen erhält der Preisträger auch 10000 Schilling. Die Freude über den Preis könne nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Museumsverein aus lauter Idealisten bestehe und dringend eine Fachkraft notwendig wäre, meinte Harrer.

NÖN/Melker Zeitung, 30. 9. 1998

Neupölla

Museum soll nicht nur Altes bewahren

Grundtenor des Kulturstammtisches zum Thema „Museum“: Es soll Altes bewahren und Wegweiser für die Zukunft sein. Für interessante Gespräche sorgte der Kulturstammtisch der Waldviertelakademie am 10. Oktober 1998 in Neupölla. Zum Thema „Museumskultur – Vom Festhalten der Heimat im Zeitalter der Globalisierung“ diskutierte eine hochrangige Expertenrunde mit regionalen Museumsmachern. Als Kulisse dazu diente der neue Kulturhof in Neupölla, der mit dem „Museum für Alltagsgeschichte“ selbst das Beispiel eines gelungenen Museumsprojektes darstellt.

Andrea Komlosy von der Universität Wien ging in ihrem Eingangsstatement auf die Grundproblematik des Museums in der Zeit des rasanten Wandels ein: „Das Museum soll etwas festhalten, was gerade aus dem realen Leben verschwindet“, so die Sozialhistorikerin. Mag. Udo Wiesinger vom Museum „Industrielle Arbeitswelt“ in Steyr und die Museologin Mag. Susanne Hawlik aus Horn stimmten ihr in diesem Befund zu, wiesen aber auf die Erweiterungsmöglichkeiten des



Mag. Udo Wiesinger, Mag. Susanne Hawlik und Dr. Andrea Komlosy im Museum für Alltagsgeschichte.

(Foto: Friedrich Polleroß, Neupölla)

Museums als Wegweiser bis hin in die Zukunft. Statt Depot für ausrangierte Gegenstände zu sein, sollte auch das Heimatmuseum verstärkt Wegweisungen hin in die Zukunft geben.

Fritz Polleroß vom Museum für Alltagsgeschichte in Neupölla zeigte das Beispiel eines „Museums in Progress“ auf, das auch die örtliche Einwohnerschaft ständig miteinbindet und so Zentrum eines lebendigen Kulturlebens im lokalen Umfeld werden kann.

NÖNZwettler Zeitung, 14. 10. 1998

Niederösterreich

Überreichung der Kulturpreise des Landes NÖ 1998: Künstler und Wissenschaftler als kreative Brückenköpfe

Bei der Überreichung der Kulturpreise des Landes Niederösterreich 1998 in der Shedhalle in St. Pölten sagte Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll, es gehe darum, Künstler und Wissenschaftler, die die Farbigekeit und Würze des Landes ausmachten, vor den Vorhang zu bitten, ihr Werk ins Bewußtsein zu rücken und das niederösterreichische Kulturschaffen insgesamt einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Es sei jetzt 60 Jahre her, daß für das Land auf Jahre eine finstere Zeit angebrochen sei. Bücher wurden verbrannt, Künstler verbannt und die Verbleibenden oft als Propagandainstrumente mißbraucht, womit ein schwerer geistiger und kultureller Verlust für das Land einhergegangen sei. Solange er in diesem Land Verantwortung trage, betrachte er es als vornehmlichste Aufgabe, neue Tendenzen in diese Richtung im Keim zu ersticken und den Anfängen zu wehren. Wenn an die Geschichte anzuknüpfen sei, dann an den früheren gemeinsamen Kulturraum und die Achse Wien-Prag-Bratislava.

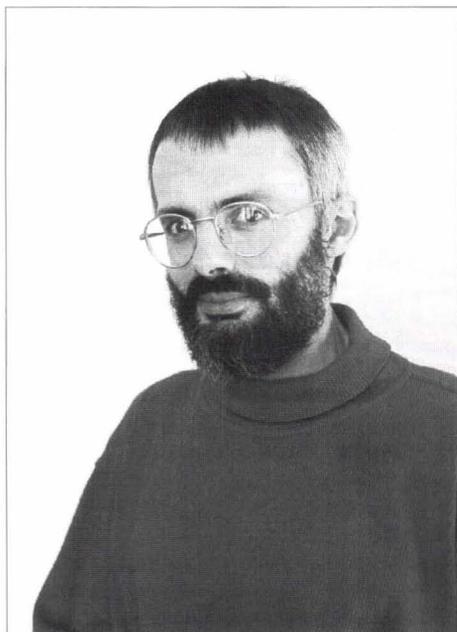
Künstler und Wissenschaftler seien kreative und innovative Brückenköpfe einer vielfältigen lebendigen Kulturszene. Die NÖ Kulturpolitik habe sich zum Ziel gesetzt, Fleiß, Ausdauer und kreatives Potential in allen Regionen am Leben zu erhalten. Künstler und Wissenschaftler hätten

dabei die Funktion eines „Sauerteiges“. Ihre Fähigkeit, Tendenzen, durchaus auch in kritischer Distanz, früher zu spüren und zum Ausdruck zu bringen, auf Eigenständigkeit und Weiterentwicklung zu achten und der Nivellierung entgegenzuarbeiten, sei die beste Voraussetzung für ein innovatives, kreatives und erfolgreiches Land. Ein größeres Europa habe nur dann Überlebenschancen, wenn auch die kleine Region überlebe. Das geistig-kulturelle Leben, die Pflege des kulturellen Erbes und die Förderung zeitgenössischer Kunst seien daher ein wesentlicher Faktor.

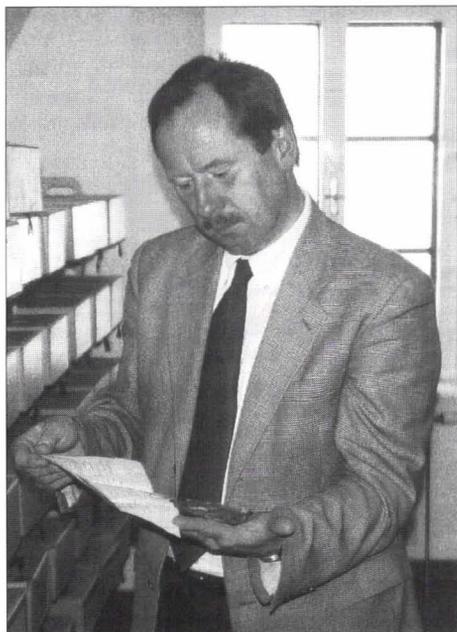
Die Preisträger 1998 lauten:

- * Bildende Kunst: Ecke Bonk (Würdigungspreis), Brigitte Kordina und Marie Luise Lebschik (Anerkennungspreise);
- * Literatur: Hans Raimund (Würdigungspreis), Brigitte Wiedl und Susanne Fischer (Anerkennungspreise);
- * Wissenschaft: Univ.-Prof. DDr. Floridus Röhrig und ao. Univ.-Prof. Dr. Gernot Bretschko (Würdigungspreise), Mag. Anita Pöckl, ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Univ.-Doz. Mag. Dr. Andreas Chovanec und Mag. Rainer Vogler (Anerkennungspreise);
- * Musik: Harry Pepl (Würdigungspreis), Friedrich Keil und Elisabeth Schimana (Anerkennungspreise);
- * Erwachsenenbildung: VS-Dir. Burghard Gaspar (Würdigungspreis), Dr. Robert Streibel und Franz Wiesenhofer (Anerkennungspreise);
- * Architektur: Arch. Hermann Czech (Würdigungspreis), Dipl.-Ing. Dr. Wolfgang Krejs und Arch. Dipl.-Ing. Rudolf Prohazka (Anerkennungspreise);
- * Künstlerisches Design (Sonderpreis): Firma Grundmann (Würdigungspreis), Michele Falchetto und Martin Krammer (Anerkennungspreise);
- * Medienkunst (Künstlerische Fotografie): Prof. Franz Hubmann (Würdigungspreis), Magdalena Frey und Robert F. Hammerstiel (Anerkennungspreise).

NÖ Landeskorrespondenz, 22. 10. 1998



Anerkennungspreis für Thomas Winkelbauer,
erster Vizepräsident des WHB.



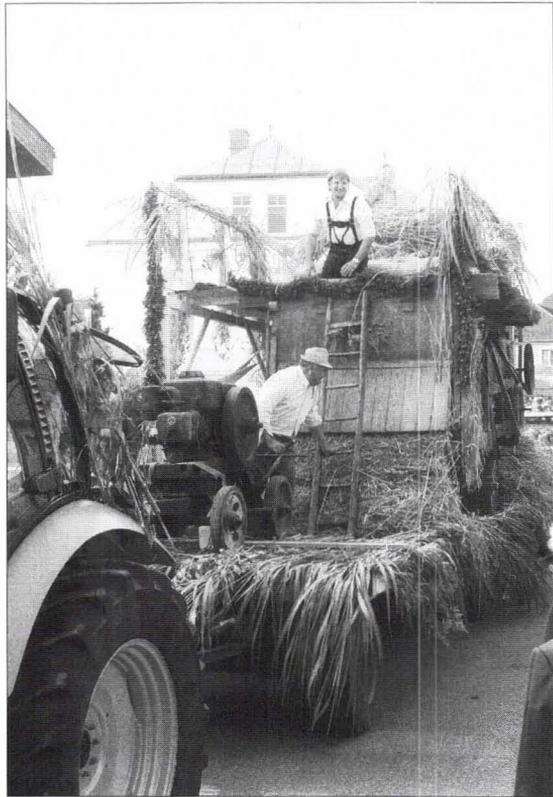
Würdigungspreis für Burghard Gaspar,
zweiter Vizepräsident des WHB.

Nochilinga-Festzug mit 65 Gruppen fand großen Anklang

Anlässlich der ersten urkundlichen Erwähnung des Gebietes „Nochilinga“ vor 1000 Jahren veranstaltete Nöchlings Bürgermeister Franz Moser am 27. September gemeinsam mit den Gemeinden Dorfstetten, St. Oswald, Waldhausen, Yspertal und St. Nikola einen „Nochilinga-Festzug“ durch den Ort. Rund 3500 Zuschauer ließen sich dieses großartige Ereignis nicht entgehen. Den Riesenfestzug führten die Nochilingatrommler, eine Germanengruppe aus dem Yspertal, die Ausstellung der Nochilinga-Urkunde durch Kaiser Otto III. in Rom (St. Oswald) und die Mutterkirche St. Oswald an. Der Zug endete mit der größten Sense der Welt aus Nöchling. 65 Gruppen und Wagen präsentierten jahrhundertealtes Brauchtum, Arbeitsweisen sowie die Geschichte zwischen dem Sarmingbach und der Großen Ysper. Die fünf Musikkapellen spielten in dem mehrere hundert Meter langen Festzug.

NÖN/Melker Zeitung, 30. 9. 1998

Gruppe „Maschinendreschen“
(Foto: Gemeinde Nöchling)



Oberdürnbach

Eröffnung der Gottfried von Einem-Gedenkstätte

Bei der Eröffnung der Gottfried von Einem-Gedenkstätte in Oberdürnbach, Bezirk Horn, am Vortag des zweiten Todestages des Komponisten sagte Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll, dieses Zeichen der Erinnerung sei eine Verbeugung vor dem Weltbürger, der sich immer als Niederösterreicher gefühlt und sich zu diesem Land bekannt habe. Gottfried von Einem habe stets betont, daß ohne die Umgebung in Oberdürnbach und in Rindlberg im Waldviertel sein Werk nicht möglich gewesen wäre. Die unmittelbare Heimat sei Grundlage seines künstlerischen Schaffens gewesen. Er wünsche sich, so der Landeshauptmann, daß sich viele Menschen ein Beispiel an diesem großen Künstler nehmen. Gottfried von Einem sei zudem auch ein hochpolitisch denkender und provozierender gesellschaftskritischer Mensch gewesen, der Zusammenhänge erkannt habe und sensibel für das Machbare in seiner Zeit gewesen sei. Das Haus in Oberdürnbach möge daher Gedenkstätte der Bewunderung und für viele Denkanstoß in unserer Zeit sein, um Impulse zu setzen, die Welt menschlicher und zugänglicher zu machen.

Das Haus in Oberdürnbach, in dem der Komponist am 12. Juli 1996 gestorben ist, wurde der Gemeinde von Lotte Ingrisich, der Gattin des Künstlers, geschenkt. Die Finanzierung der Gedenkstätte liegt bei der Stadtgemeinde Maissau, dem Verein zur „Erinnerung an Gottfried von Einem“

und der Kulturabteilung des Landes. Die Gedenkstätte inkl. Wohnraum und Arbeitszimmer im Originalzustand können nach telefonischer Vereinbarung besichtigt werden (02958/82577 oder 82706).

NÖ Landeskorespondenz, 13. 7. 1998

Pöggstall

Restaurierungsarbeiten im Schloß

Besondere Aufmerksamkeit schenkte man dieses Jahr der Fassade des Schlosses Rogendorf in Pöggstall: Restauratoren führten eine Fassadenkonservierung durch.

Finanziell wurde die Marktgemeinde Pöggstall vom Bundesdenkmalamt und dem Kulturamt der NÖ Landesregierung unterstützt.

Gearbeitet wurde am Bergfried (Marterturm), an der Verbindungswand zu den Arkaden und an der Arkadenrückwand im Erdgeschoß. Erster Arbeitsschritt war eine graphische und fotografische Dokumentation jener Fassadenfläche, die bearbeitet werden sollte. Dann legte man eine zweite gotische Putzschicht frei. Es wurden alle vier Turmseiten und die Verbindungswand verkittet, die gotische Eckquaderung ergänzt und Retuschen an den Putzflächen vorgenommen. Im Arkadengang konnten zwei Wandmalereifragmente freigelegt werden; sie wurden konserviert und retuschiert. Das Arbeitsteam bestand aus sieben Restauratoren, die zeitweise von einem Maurer mit Helfer fachlich unterstützt wurden. Es wurden im heurigen Jahr insgesamt 2100 Stunden im Schloß Pöggstall für die Restaurierung gearbeitet.

Bernd Prichenfried, NÖN/Melker Zeitung, 23. 9. 1998

Raabs an der Thaya

Druckereimuseum im Schloß

Druckereimuseen lassen sich in Europa an einer Hand abzählen. Schloß Raabs hat seit kurzem eines dieser wenigen kulturgeschichtlich wertvollen Relikte vorzuweisen.

Über hundert Jahre sind die Druckereimaschinen, die Schloßbesitzer Richard Pils aus der Konkursmasse von kleinen Waldviertler Druckereien erworben hat. Das Besondere an der mit Bleisätzen und Abziehpressen kompletten Druckereiausstattung ist zweifellos, daß Pils seine voll funktionstauglichen Druckmaschinen Künstlern zum Setzen von Texten, aber auch zur Herstellung verschiedener künstlerischer Druckerzeugnisse überläßt, um so einen weiteren Impuls zur Stimulierung künstlerischer Aktivitäten im Waldviertel zu setzen.

Mittlerweile hat sich die kulturhistorisch ebenso wie künstlerisch attraktive Rarität schon so weit herumgesprochen, daß sich sogar Schulen aus dem Wiener Bereich auf einwöchige Seminar-Exkursionen angemeldet haben.

Der Waldviertler Nr. 13, Juli 1998

Rappottenstein

Eine Burg erklang...

Die „Festtage auf der Burg Rappottenstein“ fanden vom 28. Juni bis 5. Juli 1998 statt.

Die Festtage zeichneten sich in verschiedener Weise aus, einerseits durch das Flair der Räumlichkeiten, andererseits durch die Qualität der gebotenen Veranstaltungen. Unter dem Titel „Ein musikalischer Spaß“ unterhielten anlässlich der Eröffnung Julia Stemberger mit einer Lesung sowie rund 30 junge Musiker – Mitglieder von international anerkannten europäischen Orchestern –, die sich eine Woche lang auf der Burg Rappottenstein versammelt hatten, um gemeinsam abseits vom täglichen Berufsstreß Kammermusik vom Feinsten zu machen und den Besuchern anzubieten.

Auf dem Programm des Eröffnungskonzertes stand Musik von Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig van Beethoven, Gioacchino Rossini, Georg Philipp Telemann und Leopold Mozart. Die von Julia Stemberger gelesenen Briefe und Textausschnitte schufen ein lebendiges Bild der vorgetragenen Komponisten. Die ausdrucksstarke Künstlerin Julia Stemberger beeindruckte mit ihrer Lebendigkeit des Vortrages. Sie trug mit ihrem Charme und Esprit sehr viel zum Gelingen dieser Veranstaltung bei. Im Anschluß an das Konzert fand im Burggarten ein Burgfest statt.

Auf dem weiteren Programm der Festtage standen ein Kammermusikabend, ein „Intermezzo“ und ein Benefizkonzert zu Gunsten eines von österreichischen Ärzten in Temesvar errichteten Krankenhauses. Auch bei dieser Benefizveranstaltung kamen die Besucher in den Genuß einer Lesung von Julia Stemberger. Erfreulicherweise konnte bei dieser Veranstaltung eine namhafte Summe für das Krankenhaus aufgebracht werden. Den Abschluß der Festtage bildete eine Matinee am Sonntag. Jeweils eine halbe Stunde vor jeder Veranstaltung war eine Blechbläser-Intrada in den Arkaden der Burg zu hören.

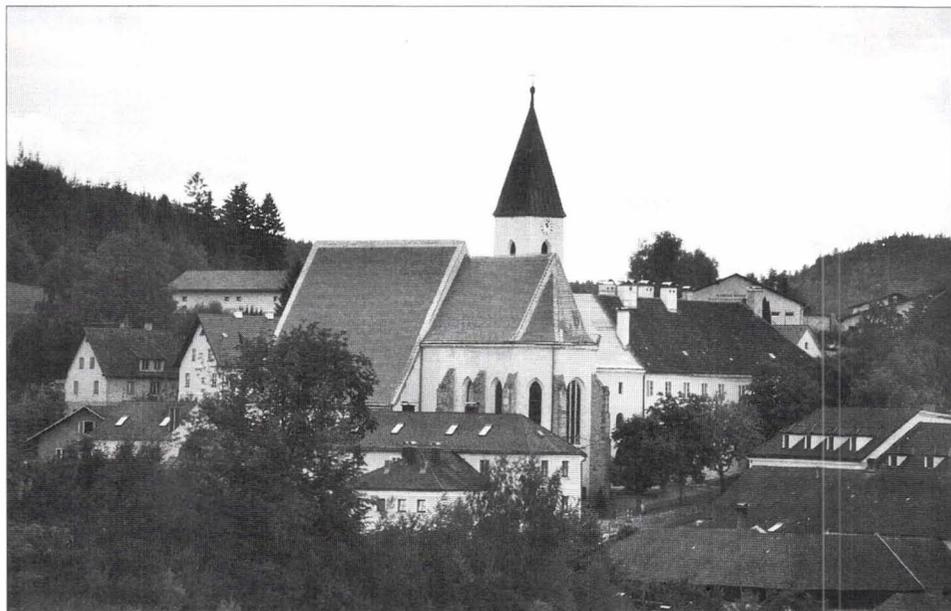
NÖN/Zwettler Zeitung, 8. 7. 1998

Schönbach

Pfarrkirche „Maria Rast“ neu eingedeckt

Zu den künstlerischen Kleinodien des Waldviertels zählt ohne Zweifel die spätgotische Pfarrkirche Maria Lichtmeß von Schönbach, genannt „Maria Rast“, beherbergt sie doch unter anderem drei gotische Flügelaltäre und drei barocke Altäre.

Bereits 1371 ist die Pfarre urkundlich belegt, im 15. Jahrhundert wird sie wegen der Gnadenstatue „Maria Rast“ ein vielbesuchter Wallfahrtsort. 1697 beruft die Patronatsherrin Gräfin Strattmann von Rappottenstein die Hieronymitaner aus Bayern nach Schönbach, um hier ein Kloster zu errichten. 1828 stirbt der letzte Hieronymitaner in Schönbach. Das ehemalige Kloster dient seither als Pfarrhof.



Die Pfarrkirche „Maria Rast“ in Schönbach

(Foto: Friedel Moll)

Im Frühjahr 1998 entdeckten Baufachleute, daß sich das riesige Kirchendach um 30 Zentimeter geneigt hatte. Gefahr war in Verzug. Große Teile des Dachstuhls mußten erneuert und verstärkt werden. Die absturzgefährdeten Giebelwände waren zu sichern und das gesamte Dach neu einzudecken. Zugleich entschloß man sich, auch den Kirchturm zu sanieren.

Das gesamte Projekt wurde mit 3,5 Millionen Schilling veranschlagt, allein die Pfarrgemeinde brachte innerhalb weniger Wochen 1 Million durch Sammlungen und diverse Aktionen auf. Ende September waren die Arbeiten weitgehend abgeschlossen, und das neue Ziegeldach setzt nun einen frischen optischen Akzent im Ortsbild von Schönbach.

Friedel Moll

Schönberg

Feiern zum „Naturpark des Jahres“

Es zahlt sich aus, wenn eine Gemeinde in Tourismus und Umweltschutz investiert. An Schönberg wurde die Urkunde „Naturpark des Jahres“ überreicht. Es war ja schon länger bekannt, daß das Gebiet rund um Schönberg zum „Naturpark des Jahres“ erklärt werden sollte. Dennoch war die Freude riesengroß, als der Präsident des Dachverbandes der Naturparks Österreichs, Johann Kölbl, die Urkunde überreichte.

Geschäftsführer Franz Handler lobte die Arbeit der Verantwortlichen und erklärte die Kriterien, die zur Ernennung des Naturparks des Jahres geführt hatten: „Die Gemeinde zeigt immer wieder innovative Ideen!“ So sei etwa besonders die Gestaltung des Flußlehrpfades als Pfad für Wanderer und Radfahrer genauso hervorzuheben wie die Gestaltung eines Gütezeichens für Produkte aus dem Kamptal und noch vieles mehr.

Ein umfangreiches Rahmenprogramm, wie eine Ausstellung in der Volksschule und geführte Wanderungen auf den Lehrpfaden, rundete das Fest ab.

Chris Leneis, NÖN/Kremser Zeitung, 20. 7. 1998

Stiefern

Großangelegtes Fest zum Feuerwehr-Bestandsjubiläum

Mit einem Fest und der Abhaltung des „Abschnittsfeuerwehrtages“ wurde der 100jährige Bestand der Feuerwehr gefeiert. Die Gründung einer Feuerwehr in der kleinen Fremdenverkehrsgemeinde Stiefern war schon unter Bürgermeister Leopold Brich – der von 1880 bis 1882 „regierte“ – ein Thema. Aber erst Bürgermeister Josef Dienstl gelang es im Jahr 1898, die Gründung einer Feuerwehr in die Wege zu leiten. Die Gründungsversammlung fand am 5. Juni 1898 statt. Der Gemeindeausschuß genehmigte das dazugehörige „Grundgesetz“ am 19. Juni des gleichen Jahres. Und die kaiserlich-königliche Statthalterei stimmte am 4. August der Feuerwehr-Gründung zu. Während des nun 100jährigen Bestehens der Wehr gab es ruhige und turbulente Zeiten – etwa ein Hochwasser im Jahr 1902 oder die Anschaffung einer Feuerwehrfahne im Jahr 1923. Seit 1973 gibt es eine „Feuerwehrjugend“ in Stiefern.

Am 100. Gründungsfest, das auf dem Kirchenplatz veranstaltet wurde, nahmen nicht nur die Bewohner Stieferns, sondern auch alle Feuerwehren des Abschnittes Langenlois teil. Abschnitts- und zugleich Bezirksfeuerwehrkommandant Oberbrandrat Walter Harauer lobte dabei die FF Stiefern für den bereits 100 Jahre währenden Einsatz im niederösterreichischen Feuerwehrwesen. Und er zeichnete viele Feuerwehrmänner für ihre Verdienste aus. Feuerwehrkurat Diakon Herbert Trautsamwieser zelebrierte die festliche Feldmesse und segnete eine Fahنشleife.

Chris Leneis, NÖN/Kremser Zeitung, 13. 7. 1998

Stratzing

10 Jahre „Venus vom Galgenberg“

Vor genau zehn Jahren wurde nahe Stratzing „Fanny“, die älteste Frauenfigur (32 000 Jahre!), gefunden. Ein Anlaß, die Steinzeit wieder aufleben zu lassen.

Mit den geschätzten 32 000 Jahren ist die „Venus vom Galgenberg“ deutlich älter als die „Venus von Willendorf“, deren Alter mit etwa 25 000 Jahren angenommen wird. Allerdings wurde letztere bereits vor 90 Jahren ausgegraben. Das zehnjährige Fund-Jubiläum wurde zum Anlaß genommen, die Bevölkerung zu einem „Steinzeit-Abend“ einzuladen. Dabei zeigten die beteiligten Archäologen teils interessante Funde: Florian Fladerer führte Knochenfunde vor, Mag. Thomas Einwögerer stellte vor den Augen der erstaunten Gäste Steingeräte her und zerlegte damit fachgerecht einen Hasen. Grabungsleiterin Dr. Christine Neugebauer führte durch das Grabungsgelände. Noch etwa zwei Jahre lang wird in Stratzing nach weiteren Funden gesucht werden. Abschließend könnte es im Naturhistorischen Museum in Wien eine Sonderausstellung geben.

Chris Leneis, NÖN/Kremser Zeitung, 10. 8. 1998

Waidhofen an der Thaya

Bühne soll kulturelle Aufwertung bringen

Gegenüber dem Sparkassengebäude wurde die 3,5 Meter hohe Trägerkonstruktion in nur drei Wochen Bauzeit errichtet. Die Bühnenplattform wurde einen Meter über dem Hauptplatzniveau situiert, die Aluminiumkonstruktion darüber soll auch Veranstaltungen bei Schlechtwetter ermöglichen. Die Hälfte der 400 000 Schilling Kosten wurde aus dem Stadterneuerungsbudget des Landes zugeschossen. Den Rest trägt die Gemeinde.

„Insbesondere während der Sommermonate wollen wir das kulturelle Veranstaltungsloch schließen und unseren Gästen, aber auch den Kulturfreunden in der Region einiges bieten. Es soll sich lohnen, Waidhofen einen Besuch abzustatten, denn bei uns wird im nächsten Jahr schon in Sachen Kultur einiges los sein. Als besondere Attraktion könnte ich mir etwa ein Waidhofner Sommerkino vorstellen“, erläuterte Vizebürgermeister Dr. Thomas Führer die Zielsetzung für die nächste Saison.

Der Waldviertler Nr. 17, Oktober 1998

Waldviertel

EUARCA klang aus

Am vergangen Sonntag schloß das EUARCA-Atelier Waldviertel wieder seine Pforten. Sechs Wochen lang hatten zwölf Künstler aus Österreich, Deutschland, Italien und der Slowakei im Rahmen dieses europäischen Kulturvernetzungsprojektes an fünf verschiedenen Standorten (Stift Zwettl, Schloß Rosenau und Ottenstein, Krumau und Geras) gearbeitet und die Bevölkerung an ihrem breitgefächerten künstlerischen Schaffen teilhaben lassen.

Nach Abschlußpräsentationen an den jeweiligen Standorten fand am vergangenen Samstag am Edelhof die große, gemeinsame Abschlußpräsentation statt. Gleichzeitig wurden die Künstler vom Waldviertel-Beauftragten Dipl.-Ing. Adi Kastner, Bürgermeister Zwettls Franz Pruckner und Kulturstadtrat Mag. Werner Reilinger verabschiedet.

NÖN/Gmünder Zeitung, 26. 8. 1998

Willendorf

90 Jahre Venusfund

Neunzig Jahre ist es her, daß die weltberühmte „Venus von Willendorf“ gefunden wurde. Jetzt wurde das Jubiläum gefeiert. Am 7. August 1908 wurde bei Grabungsarbeiten in Willendorf eine

nur elf Zentimeter hohe, aber 25 000 Jahre alte Steinplastik gefunden – die Venus von Willendorf. Seit ihrer Entdeckung befindet sie sich in einem Tresor im Naturhistorischen Museum in Wien.

Am Fundplatz der Venus wurde vor 20 Jahren vom Verschönerungs- und Museumsverein Willendorf eine Statue der Venus errichtet. An dieser Stelle fanden auch die Feierlichkeiten zum 90-Jahr-Jubiläum statt.

Bürgermeister Karl Kappelmüller würdigte die Verdienste des früheren Obmannes des Vereines, Raimund Gföhler, und bedankte sich beim amtierenden Obmann Raimund Köberl für sein engagiertes Wirken. Bezirkshauptmann-Stellvertreterin Dr. Eva Klaus meinte, daß die Venus zwar nicht dem heutigen Schönheitsideal entspreche, aber dafür für die Menschheitsgeschichte von unschätzbare Bedeutung sei. Dr. Ernst Englisch, Prof. Fritz Brandtner und Prof. Gerhard Trnka hoben die Bedeutung der Venus in Vergangenheit und Gegenwart hervor.

Alexandra Lindner, NÖN/Kremser Zeitung, 10. 8. 1998

Yspertal

Musical „Kinder der Sonne“

Durch eine Musical-Aufführung verabschiedeten sich die beiden vierten Klassen der Hauptschule Yspertal von ihren Lehrern und Mitschülern. Mehr als 700 Besucher waren zu den beiden Aufführungen gekommen, und sie waren begeistert. Das Musical „Kinder der Sonne“ erfrischte nicht nur durch viel Schwung und wunderbare Melodien, es vermittelte auch eine Botschaft: Der Mensch soll die Umwelt nicht zerstören und mit den Ressourcen der Natur sparsam umgehen.

Großartig waren die Leistungen der Schüler, ob als Solosänger, Schauspieler, Chorsänger, Tänzer oder als Mitwirkende im Orchester. Nicht nur Andrea Schauer, die Sonne, war hervorragend, sondern auch die anderen Solisten wie Aline Bittermann, Eva Muttenthaler, Susanne Haberl, Barbara Riedl, Melanie Wurzer, Katharina Gessl, Marlies Reuthner, Manuela Kamleithner, Anna Zlamal und Fachlehrer Herbert Kerzendorfer. Von dem mitwirkenden Lehrerteam müssen besonders hervorgehoben werden: Johann Zeilinger für die musikalische Leitung, Karl Lahmer für die Einstudierung des Textes, Bruno Rixinger für die Chorleitung und Anton Stummer für Requisiten und Organisation.

Rosemarie Lintner, NÖN/Melker Zeitung, 7. 7. 1998

Zogelsdorf

Steinmetz-Haus öffnet

Um eine Attraktion ist der Kulturpark Kamptal reicher: Das Steinmetzmuseum bietet Einblick in eine interessante, früher überaus bedeutende Handwerkszunft. Das Steinmetzmuseum Zogelsdorf wurde Samstag, 5. September 1998, 16 Uhr, eröffnet. Abt Bernhard Naber zelebrierte aus diesem Anlaß an Ort und Stelle eine Feldmesse, die feierliche Eröffnung nahm LABg. ÖR Franz Kurzreiter vor.

Das Museum soll ein Dokumentationsort über den Zogelsdorfer Kalksandstein, die Steinbrüche, Produkte, Verbreitung, wirtschaftliche, kulturelle und kunstgeschichtliche Bedeutung sowie die früher hier ansässigen Steinmetze werden.

Die „Zogelsdorfer Formation“ (so wird der hier vorkommende Sandstein geologisch bezeichnet) entstand vor etwa 20 Millionen Jahren in einem subtropischen Meeresgebiet. Er wurde ab dem 10. bis ins frühe 20. Jahrhundert in Tiefbrüchen gewonnen. Die Hauptbrüche lagen nördlich von Sonndorf, westlich von Burgschleinitz, westlich von Zogelsdorf, zwischen Eggenburg und Kühnring sowie östlich von Klein Reipersdorf bei Pulkau. Die Verarbeitung des Gesteins erfolgte direkt im Steinbruch oder in eigenen Werkstätten.

„Dieses Haus ist Möglichkeit, in die historische Epoche des Zogelsdorfer Sandsteines einzusteigen, den die Menschen schon vor Jahrhunderten gekannt haben“, betonte Univ.-Prof. Dr. Fritz



Eröffnungsfeier mit Univ.-Prof. Dr. Fritz F. Steininger, BH-Stellv. Mag. Martin Wancata, LAbg. Franz Kurzreiter und Abt Bernhard Naber



Ausstellungsraum im Steinmetzmuseum

Steininger, der Initiator der Museumsgründung, der in seiner Einführung auch mahnte: „Ungezählte Bildstöcke sind von hier. Unsere Landschaft ist eine sakrale, und wir müssen darauf achten, daß es so bleibt. Es muß nicht wirklich jeder Zentimeter Boden bearbeitet und so der Zogelsdorfer Sandstein gefährdet werden.“

Eingerichtet in einem Haus einer ehemaligen Steinmetzfamilie, bietet das Museum ein breites Spektrum von Produkten des historischen Zogelsdorfer Sandsteins, die in vier Räumen nach Themenschwerpunkten präsentiert werden.

Geöffnet ist an Samstagen, Sonntagen und Feiertagen von 10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr sowie gegen Voranmeldung im Gemeindeamt, Telefon 02984/2653, Telefax DW 15.

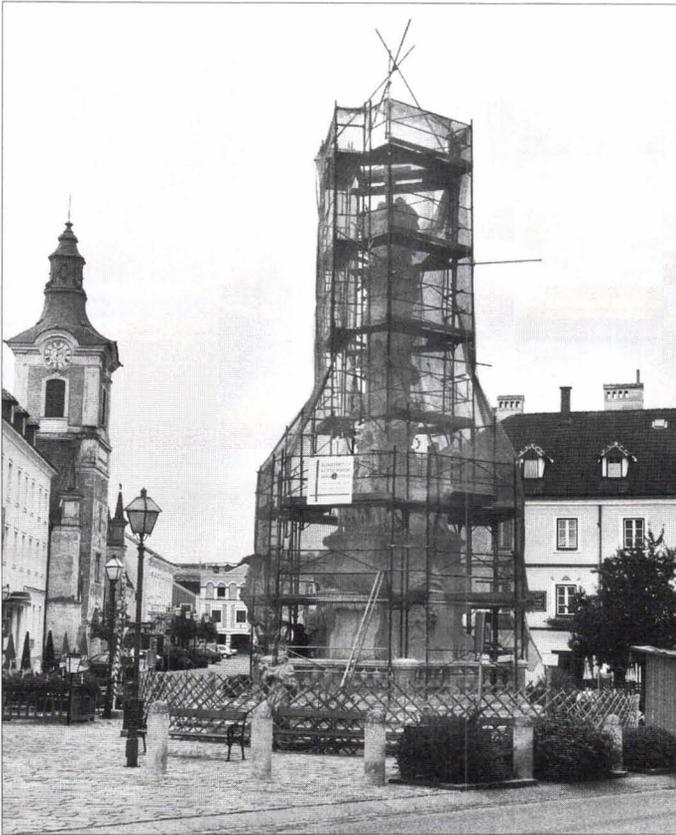
NÖN/Horn-Eggenburg, 2. 9. 1998 und 16. 9. 1998

Zwettl

Dreifaltigkeitssäule saniert

Im Sommer 1997 entdeckten Passanten, daß Teile der Dreifaltigkeitssäule in Zwettl abzubröckeln begannen. Witterungs- und Umwelteinflüsse hatten offenbar das 1727 vom Eggenburger Bildhauer Johann Kaspar Högl errichtete Denkmal, das zuletzt 1982 restauriert worden war, brüchig werden lassen. Um Unfälle und Verletzungen zu verhindern, ließ die Gemeinde den Bereich um die Säule absperren. Mit den Sanierungsarbeiten konnte erst 1998 begonnen werden, nachdem die nötigen Geldmittel bereitgestellt waren.

Bei der Restaurierung, die der Bildhauer und Restaurator Philipp Hornstein aus Kritzendorf bei Klosterneuburg übernommen hatte, stellte sich heraus, daß in den letzten Jahren das Wasser ungehindert in den Sockelbereich der Säule eindringen konnte und so von innen sein Zerstörungswerk durchführte. Durch die Sanierungsarbeiten wurde die Pestsäule nun nicht nur trockengelegt, sondern auch ein Eindringen der Feuchtigkeit in Zukunft unmöglich gemacht. Während der Sommermonate war das Bauwerk durch Baugerüst und Netze verhüllt. Die Kosten für die Renovierung und Sanierung betragen 1,2 Millionen Schilling und wurden von der Stadtgemeinde Zwettl und vom Bundesdenkmalamt getragen. In der Schlußphase der Arbeiten kam es noch zu einem dramatischen Ereignis, als während eines starken Sturmes das Gerüst gegen die Säule schlug und das 250 kg schwere Steinkreuz von der Spitze des Denkmals abbrach. Gott sei Dank gab es dabei aber keine Verletzten.



Am 26. September 1998 wurde die Pestsäule, die nun in neuem Glanz erstrahlt, in einer kleinen Feier gesegnet und der Öffentlichkeit übergeben.

Friedel Moll

Die Zwettler Dreifaltigkeitssäule während der Restaurierung, Sommer 1998.

(Foto: Stadtarchiv Zwettl)

Unbekannter Friedhof entdeckt

Im Frühjahr 1998 wurde die alte Turnhalle der Hauptschule Zwettl abgerissen. Sie war 1875 als eine der ersten derartigen Bauten in Niederösterreich errichtet worden. Die alte Halle mußte einem geplanten Erweiterungsbau des benachbarten Bürgerspitals (Seniorenwohnheim) weichen. Da sie direkt an die mittelalterliche Stadtmauer von Zwettl angebaut war, verlangte das Bundesdenkmalamt die Durchführung einer archäologischen Untersuchung. Man wollte einfach nur sicher gehen, daß keine Spuren aus der Vergangenheit der Stadt, die sich möglicherweise hier befanden, durch den Neubau unwiederbringlich zerstört würden.

Im April gingen die Archäologen des Vereins ASINOE ans Werk, und was zunächst nur als Routinemaßnahme gedacht war, entwickelte sich bald zur lokalhistorischen Sensation. Unter der alten Turnhalle und im Bereich des ehemaligen Parkplatzes davor kam ein Friedhof mit etwa 80 Gräbern zutage. Diese Begräbnisstätte war bisher völlig unbekannt; sie wird auch in keiner historischen Quelle erwähnt. Wohl weiß man, daß sich im Nahbereich der benachbarten Martinskirche – besonders um die Apsis – einige Gräber und auch Grabsteine befanden. Die Entdeckung dieses Friedhofs kam aber völlig überraschend.

Man fand die Skelette von Kindern und Erwachsenen und einige wenige auswertbare Gegenstände wie Knöpfe, Münzen, Ringe und Anhänger. Alle Toten waren in Holzsärgen bestattet. Einer dieser Särge ist überraschend gut erhalten, sodaß die Holzteile einer dendrochronologischen Untersuchung unterzogen werden konnten. Der Sarg stammt demnach vom Ende des 16. Jahrhunderts.



Ausgrabungen an der Zwettler Stadtmauer im Bereich der ehemaligen Turnhalle

(Foto: Werner Fröhlich, Zwettl)

Rätselhaft ist die eigenartig „gestörte“ Lage einzelner Skelette. Hatte man hier Erschlagene oder bei Unglücksfällen ums Leben gekommene Menschen bestattet?

In einer tieferen Schicht fanden sich im Nahbereich der Stadtmauer Siedlungsreste mit Pfostenlöchern, Brenn- oder Schmelzöfen und Keramiken, die in das frühe 12. Jahrhundert zu datieren sind.

Nach dem geplanten Abbruch eines Gebäudeteils des Bürgerspitals sollen die Archäologen auch diesen Bereich in ihre Untersuchungen einbeziehen.

Es bleibt nur zu hoffen, daß die Funde und auch die Skelette möglichst lückenlos wissenschaftlich ausgewertet werden. Auf die Ergebnisse kann man jedenfalls gespannt sein.

Friedel Moll

Stift Zwettl

Bildungshaus öffnete für Interessierte die Tore

Als sich nach dem „Tag der offenen Tür“ die Tore des Bildungshauses schlossen, war den Besuchern und Organisatoren klar, daß der Tag geglückt war. Ein buntes Themenangebot (Ort der Stille, eine Reise durch die Geschichte des Hauses mittels Dias, der Besuch von „Teufel Fred“ und Elsi Elsigan bei den Kindern, ein Stiftsquiz, die Ausstellung „Stilleben“, die Moderation durch Dir. Franz Fichtinger) gab mehr als einen Rahmen ab zu zwei Hauptpunkten: Daß das Kunststück Bildung auch gelingt, dazu bedarf es auch entsprechender Räumlichkeiten. Und so nahmen viele Besucher die Gelegenheit wahr, die 14 neuen Komfortzimmer zu besichtigen, die am Abschluß des Tages durch Abt Wolfgang gesegnet wurden.

Daß Kunst ein gutes Stück Bildung ist, erwies sich auch darin, daß über 20 Künstler aus nah und fern dem Bildungshaus bei der Finanzierung der Speisesaalsanierung unter die Arme greifen wollten und einige Werke zum Verkauf spendeten. Fast 17 000 Schilling durfte das Bildungshaus als großen „Baustein“ verbuchen. Die musikalische Umrahmung durch den Cantus Clara-Vallensis rundete die Angebote ab. Und damit auch der Körper mit seinen Bedürfnissen zu seinem Recht kam, endete der Tag mit einem leckeren Buffet.

NÖN/Zwettler Zeitung, 1. 7. 1998

Buchbesprechungen

Peter Douglas Ward, **Ausgerottet oder ausgestorben?** Warum die Mammuts die Eiszeit nicht überleben konnten (Basel-Boston-Berlin: Birkhäuser Verlag 1998) 263 Seiten, öS 364,-

Der Autor liefert uns eine seiner Meinung nach plausible Erklärung für das Aussterben der Mammuts und anderer Großsäuger gegen Ende der letzten Eiszeit: 1. Klimaänderungen, 2. Bejagung durch den Menschen.

Leider hat diese Theorie mehrere Schwachstellen. Der Mensch hat wohl immer Großsäuger gejagt, aber es wird die Ausnahme gewesen sein. Die Schlüsse vom Verhalten heute lebender Elefantenarten auf das Mammut sind nicht statthaft – zu unterschiedlich waren ihre ökologischen Ansprüche. Einen natürlichen Grund liefert der Autor selbst: Mammuts waren größer und schwerer und wuchsen daher auch langsamer. Sie hatten vermutlich eine längere Tragzeit und benötigten mehr Futter. Sie konnten sich also nach Klimakatastrophen viel langsamer erholen. Daß bereits geringfügige Klimaänderungen bei Großtieren, die Nahrungsspezialisten sind, auch ohne Zutun des Menschen eine Bedrohung darstellen, wird vom Autor geflissentlich übersehen. An den Haaren herbeigezogen sind Schätzungen, daß ein Mensch damals zum Überleben 2,6 km² benötigte und daß damit der nordamerikanische Kontinent eine Million Menschen ernähren konnte. Der Autor nimmt auch an, daß bei Einwanderung von ca. 100 Clovis-Menschen diese Bevölkerungszahl nach weniger als 1000 Jahren erreicht wurde. Wie er dabei auf Zuwächse von 1,4-3,3% kommt, ist nicht nachvollziehbar, da diese bei naturnah lebenden Sammlern und Jägern bei weitem nicht erreicht werden. Solche Zuwachsraten finden wir erst bei ackerbauenden Völkern. Durch die Clovis-Leute soll die Ausrottung innerhalb von 2000 Jahren vor sich gegangen sein. Ward verneint dabei die Möglichkeit, daß sich dieser Vorgang in Fossilfunden niederschlagen könnte (wegen der Verrottung von Fleisch und Knochen). Er widerlegt sich allerdings selbst, indem er beschreibt, daß in der baumlosen Steppenlandschaft Knochen von Großsäugern als wichtigstes Baumaterial verwendet wurden. Diese müßten wohl in vermehrtem Ausmaß zu finden sein, und es müßten an ihnen Spuren der Jagd feststellbar sein. Von der Mithilfe des Menschen beim Aussterben vieler Eiszeitriesen war bereits Charles Lyell, der Vater der modernen Geologie, am Anfang des 19. Jahrhunderts überzeugt. Es hat sich seither nicht viel Neues ergeben. Noch immer ist unklar, warum das Mammut durch den Menschen ausgerottet worden sein soll, während der afrikanische und indische Elefant die Angriffe des Eiszeitmenschen überlebten. Die Lösung des Rätsels ist wohl doch nicht so einfach, wie es dem Autor erscheint.

So nebenbei wird der Leser auch noch Augenzeuge beim Untergang der Dinosaurier, wobei Steven Spielberg mit Leichtigkeit in den Schatten gestellt wird. Es wird uns ein Szenario geliefert, bei dem die Dinosaurier, Ammoniten etc. innerhalb weniger Jahre von diesem Planeten aufgrund des Aufpralls eines riesigen Meteoriten im Bereich von Yucatan verschwunden sind. Er bezeichnet alle anderen Ansichten als unlogisch. Solch ein Ereignis müßte ebenfalls nicht durch Fossilien belegt sein. Bei seiner Schilderung kommt es allerdings in der Folge des Einschlages zu weltweiten Bränden und Stürmen, die das Land und damit auch die Knochen mit Asche und Sand zudeckten und eine Fossilisation begünstigen müßten. Außerdem sind die plötzlich ausgestorbenen Ammoniten noch im Tertiär durch Fossilien belegt. Mit manchen Textstellen kann man nicht viel anfangen, möglicherweise aufgrund der Übersetzung. So ist nicht ersichtlich, was mit Unkräutern gemeint ist, die die Meteoritenkatastrophe überlebten (und warum gerade diese).

Das Buch wurde vom Verlag auch nicht besonders liebevoll ausgestattet. Die Abbildungen aus L. Figuiers (1864) wirken eher rührend als wissenschaftlich. Bei einiger Sorgfalt hätte auch einem Lektor auffallen können, daß die Abbildungen 1 und 3 der Löschschnecken auf dem Vorsatzpapier des hinteren Einbandes vertauscht sind und die Nomenklatur derselben – dem Thema angepaßt – fast fossil ist.

Alles in allem muß man dem bekannten Paläontologen W. v. Koenigswald zustimmen, der in seinem Nachwort meint: „Man muß als Wissenschaftler auch damit leben können, daß gewisse Fragen so lange unbeantwortet bleiben, bis entscheidende Details geklärt werden können.“

Dieses Werk übersteigt nur selten das Niveau mittelmäßiger Science-fiction-Romane – wie der Autor selbst erkennt (S. 40). Dennoch ist es für jedermann empfehlenswert, der an diesem Themenkreis interessiert ist, da es einen guten Überblick über die Ergebnisse der letzten Jahre gibt und da bei einiger Aufmerksamkeit des Lesers Fehler leicht erkennbar sind. *Peter L. Reischütz*

Peter Weiss, **Persistente organische Schadstoffe in Hintergrund-Waldgebieten Österreichs** (= Monographien Band 97, Wien: Umweltbundesamt 1998) 242 Seiten, zahlreiche Tabellen und Karten, öS 150,-

Fichtennadeln und Humus von 25 Standorten wurden auf den Gehalt der wichtigsten Giftstoffe (polychlorierte Dibenzodioxine und -furane, polychlorierte und -bromierte Biphenyle, Hexachlorcyclohexane, Chlorbenzole, Chlorphenole, DDT und Metaboliten, polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe, die Nadeln auch noch zusätzlich auf Schwermetalle) untersucht. Diesen Stoffen wird wegen ihrer besonderen Giftigkeit und der Anreicherung im Boden auch international besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie gelangen als Spritzmittel (Lindan, Hexachlorbenzol, Pentachlorphenol, DDT), als Bestandteil von Ölen (polychlorierte und -bromierte Biphenyle) oder aus verschiedensten anderen Gründen (polychlorierte Dibenzodioxine und -furane, polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe, Hexachlorbenzol, polychlorierte Biphenyle) in die Umwelt. Es wurden 25 Standorte ausgesucht, die in großer Distanz zu Siedlungen, Betrieben und öffentlichen Straßen liegen. Zu Vergleichszwecken hätte man auch einige Standorte aus Ballungsräumen und dem Weinviertel nehmen sollen. Besonders interessant sind die Untersuchungsergebnisse deswegen, weil je ein Standort im südlichen und nördlichen Waldviertel liegt.

Nahezu alle Schadstoffe sind in den Untersuchungsergebnissen vertreten. Damit bestätigt sich auch für Österreich, daß diese hochgiftigen Substanzen auch in Gebieten weitab vom Verursacher abgelagert werden. Besonders auffallend ist, daß DDT, dessen Anwendung bereits seit Jahren verboten ist, in hohen Konzentrationen vorliegt (erschreckend hoch im Waldviertel).

Für den Laien ist diese Arbeit durch die unvermeidliche Fülle an Fachausdrücken schwer zu lesen. Da es sich aber um eine erste zusammenfassende Arbeit über Schadstoffe in Österreich handelt, wobei auch der Aufbau der chemischen Verbindungen, deren Herkunft und Wirkung genau beschrieben wird, muß man sie jedem Interessierten empfehlen. Es zeigt sich, daß das Waldviertel auch in dieser Hinsicht keine Insel der Seligen ist, sondern daß „die Ergebnisse der Clusteranalysen zum Belastungsmuster aller Schadstoffe zusammen sowohl bei den Nadeln als auch beim Auflagehumus eine höhere Gesamtbelastungssituation von Standorten des Mühl- und Waldviertels bestätigen“ (Originalzitat). Ähnliche Untersuchungen erbrachten auch schon das gleiche Ergebnis für das untere Kemptal (GEIST S., J. GRATH & H. HERLICKA 1989: Grundwasseruntersuchung im unteren Kemptal. – Monographien Bd. 13, Umweltbundesamt: Wien).

Hat eigentlich irgendein Politiker oder -sekretär des Waldviertels jemals diese Untersuchungen zur Kenntnis genommen?

Peter L. Reischütz

Wilhelm J. Wagner, **Österreichs 120 Paradieste**. Der große Bildatlas unserer Heimat (Wien: Verlag Kremayr & Scheriau 1998) 256 Seiten, durchgehend farbig illustriert, öS 496,-

Wilhelm J. Wagner, Autor des bekannten Bandes „Der große Bildatlas zur Geschichte Österreichs“, stellt in seinem neuesten Buch 120 Regionen vor allem aus geologisch-geomorphologisch-biologischer Sicht vor. Die Vielfalt der dargestellten Landschaften reicht vom Bodensee (S. 10) bis zum Neusiedler See (S. 247). In allen Kapiteln werden wissenschaftliche Fakten in vereinfachter und leicht faßbarer Form präsentiert. Dazu kommen sehr treffende Fotos, oft aus der

Luft aufgenommen, und vor allem eindrucksvolle Strukturskizzen, Profile sowie thematische Karten. Beim Abschnitt über den Bodensee etwa sticht eine Karte ins Auge, die die Bodensee-Region während der Eiszeiten zeigt (S. 10). In jedem Kapitel steht nämlich ein zentrales Thema im Mittelpunkt der Betrachtung des jeweiligen Naturraums.

Dem Waldviertel ist unter dem Titel „Silva Nortica, mystisches Land“ ein einziges Kapitel (S. 148-149) in diesem Buch gewidmet, wobei treffenderweise der Fragenkreis der Granitverwitterung im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Fünf eindrucksvolle Fotos illustrieren sinnvoll den Text, in dem auch die variszische Gebirgsbildung und die folgende geologische Entwicklung leicht verständlich dargestellt sind. Dem Mühlviertel und der Wachau werden ebenfalls je zwei Druckseiten zugestanden, womit die Darstellung des österreichischen Anteils an der Böhmisches Masse (das sind etwa zehn Prozent der Gesamtfläche Österreichs) sich in „drei Paradiesen“ erschöpft. Von den 120 dargestellten Regionen und Themen liegen nämlich 95 im Alpenbereich, die 25 restlichen in den übrigen sechs österreichischen Großlandschaften.

Der vorliegende Band ist insgesamt ein von den Illustrationen her ästhetisch überaus ansprechendes Buch, dessen hervorragende Textgestaltung vor allem geologisch interessierte, aber nicht stärker vorgebildete Leser/-innen ansprechen wird. Wer noch dazu die Alpenregion als Kernregion Österreichs ansieht, kann mit dem vorliegenden Band sich selbst und anderen sicher große Freude machen.

Harald Hitz

Ferdinand Hutz/Markus Riegler, **Die schönsten Bilder aus der Vorauer Volksbibel**. Mit einer farbigen Wiedergabe von 24 Miniaturen in Originalgröße aus Codex 273 des Stiftes Vorau (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1998) 72 Seiten mit 24 Farbfaksimiles, öS 298,-

Der Typus der Volksbibel erfreute sich im 15. Jahrhundert einer besonderen Beliebtheit. Etwa 100 Handschriften derartiger deutschsprachiger Historienbibeln sind erhalten. Durch die Verwendung des billigeren Papiers anstatt des Pergaments war es zu dieser Zeit auch interessierten Adeligen und Bürgern möglich, solche Bücher zu erwerben. Eine dieser Handschriften – und die am reichhaltigsten illustrierte – ist die Vorauer Volksbibel, die aber ziemlich sicher nicht im Stift Vorau entstanden ist, sondern wohl erst später (vielleicht aus dem Besitz eines Adeligen) in das Kloster gelangt ist.

Die Historienbibeln sollten breiteren Gesellschaftsschichten den Inhalt der Heiligen Schrift nahebringen. Daher ist der Text deutschsprachig, die Schrift eine flüchtige Kursive und hat der Bilderschmuck die Form einfacher oder kolorierter Federzeichnungen. Auf den Menschen des Mittelalters wirkten Bilder wesentlich eindringlicher und unmittelbarer als auf den heutigen. Daher kam den Illustrationen der Volkshandschriften auch eine besondere Bedeutung zu. Sie dienten einerseits dazu, dem Leser die Verkündigung des Wortes Gottes anschaulich zu machen, und fanden andererseits als Behelf zur Schul- und Erwachsenenbildung Verwendung.

Die Vorauer Volksbibel wurde 1467 vollendet, also bereits in der Zeit nach der Erfindung des Buchdrucks. Die Handschrift gehört somit zu den letzten Exemplaren handgeschriebener und handgemalter Bibeln.

Die Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz brachte 1986 mit dem Buch Exodus ein Teilfaksimile der Vorauer Volksbibel heraus. Das große Interesse daran hatte in den Jahren 1989 bis 1993 eine vollständige Faksimile-Ausgabe in vier Teilbänden mit dem gesamten Text und allen 559 kolorierten Federzeichnungen zur Folge. Unter dem Titel „Geburt und Kindheit Jesu in der Vorauer Volksbibel“ erschien 1989 auch eine Wiedergabe von 12 Miniaturen in Originalgröße, die aber bereits vergriffen ist. An seine Stelle tritt nun das vorliegende Buch mit einer Auswahl von 24 besonders schöner Bilder aus der Vorauer Volksbibel. Rechtsseitig findet man die Faksimiles und links davon steht der ursprüngliche Text, verbunden mit einem von der betreffenden Bibelstelle ausgehenden meditativen Text.

Der in luxuriöser Ausstattung hergestellte Band ermöglicht es einem breiten Interessentenkreis, sich exemplarisch mit den Illustrationen dieser interessanten Volkshandschrift auseinander-

zusetzen, noch dazu wo das Buch ausgesprochen preisgünstig zu erwerben ist. Je nach Geschmack befriedigt diese Ausgabe sowohl historisches wie künstlerisches als auch – der ursprünglich seelsorgerischen Intention der Handschrift entsprechend – biblisch-religiöses Interesse, wobei die vom Vorauer Chorherrn Markus Riegler verfaßten meditativen Texte aufgrund ihrer gegenwartsbezogenen Interpretation eine besondere Anerkennung verdienen und „auch aufgeklärte Menschen in unserer Zeit“ (S. 24) ansprechen.

Von Ferdinand Hutz verfaßte Einleitungskapitel über die Bibelhandschriften im Besitz des Stiftes Vorau sowie über die Vorauer Volksbibel im besonderen und zum Bilderschmuck informieren über das historische Umfeld und interpretieren die künstlerische Gestaltung der in einer gegläckten Auswahl wiedergegebenen Bilder.

Das prachtvoll gestaltete Buch eignet sich als Geschenk für vielerlei Anlässe. Es wird jedem, der es in die Hand bekommt, Freude bereiten.

Anton Pontesegger

Régine Pernoud, Der Abenteurer auf dem Thron – Richard Löwenherz, König von England (Nördlingen: Deutscher Taschenbuch Verlag 1996) 294 Seiten, 4 Stammbäume, 2 Karten, öS 125,–

Die französische Historikerin Régine Pernoud zählt spätestens seit dem Erscheinen ihrer Erfolgsbiographie über Eleonore von Aquitanien zu den populärsten „Geschichtsliteraten“ ihrer Zeit. Mit ihrer neuesten, 1996 in deutscher Sprache erschienenen, Lebensbeschreibung über König Richard I. Löwenherz fährt sie fort, die wichtigsten Persönlichkeiten im Umkreis der Eleonore von Aquitanien biographisch zu erfassen. So erschienen in den letzten Jahren diesbezügliche Abhandlungen zu Christine von Pizan (deutsch 1990) und Blanca von Kastilien (deutsch 1991). Ihr neuestes Buch ist dem berühmtesten Sohn von Eleonore gewidmet: dem sagen- und legendenumrankten Richard Löwenherz.

Die Zeit, in die Richard am 8. September 1157 hineingeboren wurde, war eine unruhige; in Frankreich regierte Ludwig VII., der erste Gemahl Eleonores, der mit Heinrich II. Plantagenet, Eleonores zweitem Gemahl und Vater Richards, verfeindet war. Außerdem prägten die Kreuzzüge, die Richards Schicksal weitgehend bestimmten, das Leben in allen sozialen Schichten. Trotz des politisch bewegten Zeitalters konnte im 12. Jahrhundert die höfische Kultur einen ungewöhnlich hohen Stand erreichen, der sich vor allem in den Troubadour- und Trouvères-Gesängen niederschlägt. Pernoud versteht es meisterhaft, Historisches mit Kulturellem zu verbinden und so ein schillerndes Sittenbild dieser Zeit wiederzugeben.

Ein Hauptaugenmerk ist dem Konflikt Richards mit seinem Vater Heinrich II. gewidmet. Dieser Konflikt eskalierte, als Richard, der Lieblingssohn Eleonores, auf seiten der Mutter stand, als diese von ihrem Gemahl verstoßen wurde. Erst als sich Richard mit seinem Vater versöhnt und dessen Rechte anerkannt hatte, konnte er, nach Heinrichs Tod, den englischen Thron im Jahre 1189 besteigen.

Neuerliche Unruhen im Heiligen Land veranlaßten Richard zur Beteiligung an einem Kreuzzug, der 1190 begonnen wurde. Die dortigen Ereignisse, besonders aber die auf der Heimreise, sollten auch in die Geschichte Österreichs und die der Wachau eingehen. Régine Pernoud widmete ein ganzes Kapitel dem „königlichen Gefangenen“ auf Dürnstein. Daß Richard Leopold von Österreich vor Akkon beleidigte und von dessen Schergen vor Wien gefangengenommen wurde, ging in Sage und Legende ein und ist hinlänglich bekannt. Nach der Bezahlung eines Lösegeldes wurde Richard Anfang des Jahres 1194 freigelassen.

Richard Löwenherz, dem paradoxerweise, nach dem Tod Heinrich VI., die Krone des Heiligen Römischen Reichs angeboten wurde (er lehnte dankbar ab), starb bereits 1199 bei der Belagerung des Schlosses Châlus in Limousin. Von einem Pfeil getroffen, starb der berühmteste englische König, der jedoch den Großteil seines bewegten Lebens in Frankreich verbracht hatte.

In einem abschließenden Kapitel stellt Pernoud die historische Wahrheit der Legende gegenüber und versucht auch noch den Mythos eines Robin Hood ins historische Licht zu rücken.

Pernoud ist nicht nur eine historisch umfassende Biographie, sondern – was die Sprache betrifft – auch ein literarisch hervorragendes Werk gelungen.

Klaus Petermayr

Karl Müller, **Karl Heinrich Waggerl**. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten (Salzburg-Wien: Otto Müller Verlag 1997) 375 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 498,–

Wer erinnert sich nicht an seine sonor-erzählende Stimme, die gemächlich idyllische Weihnachtsgeschichten, umrahmt von alpenländischer Hirtenmusik, ins Mikrofon raunt? Viele kennen seine Prosatexte, die eine vergangene, fast mythische, bäuerlich-religiös geprägte Welt beschreiben, die längst versunken ist. Die vorliegende, opulent mit Bildmaterial ausgestattete Biographie des Salzburger Literaturwissenschaftlers ermöglicht es nun erstmals, sich kritisch mit Leben und Werk dieses bekannten österreichischen Dichters auseinanderzusetzen. Gestützt auf umfangreiche Materialien und Quellen aus dem Nachlaß, entwirft Müller ein konturenreiches Bild eines Dichters, der die geschichtlichen Brüche unseres Landes (1918, 1938, 1945) intensiv miterlebt hat.

Der erste Abschnitt beschreibt die prägenden Kindheitsjahre Waggerls. Er wird 1897 in Bad Gastein in äußerst ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater, gelernter Zimmermann, versucht seine Familie als Tagelöhner, Gelegenheitsarbeiter und Wanderarbeiter zu ernähren. Zum Lebensunterhalt trägt auch die Mutter, geprägt von Volksfrömmigkeit und Aberglauben, als Wäscherin bei. Während der Vater diese soziale Deklassierung mit Gelassenheit erträgt, leidet die Mutter darunter sehr, was zu schweren emotionalen Problemen in der Familie und besonders im Verhältnis zu ihrem Sohn führt. Waggerl hat diese beengten Verhältnisse später stark romantisierend und geglättet in der „Fröhlichen Armut“ (1938) beschrieben. Der aufstrebende Kurort Bad Gastein, technisch erschlossen durch die Tauernbahn (1909 spricht der ausgezeichnete Schüler Waggerl ein Gedicht vor dem Kaiser anlässlich der Eröffnung der 2. Teilstrecke in Gastein), verbessert die sozialen Verhältnisse der Familie. Der Vater wird Postbote, schließlich Gemeindediener, der Sohn kann sich ein Taschengeld als Liftbursch verdienen. Im Umgang mit dem Bildungsbürgertum begegnet er einerseits der Literatur der Moderne (Karl Kraus, Peter Altenberg), merkt aber andererseits die Kluft zu seiner bäuerlich-handwerklichen Welt.

1911 beginnt Waggerl mit der Ausbildung zum Volksschullehrer in der Stadt Salzburg, die er durch Schreibarbeiten für wohlhabende Schüler finanziert. Er beendet sie 1917 zu einer Zeit, da er bereits eingerückt ist. Seit Mai 1916 kämpft er nämlich, anfangs durchaus begeistert, an der italienischen Front (Monte Cimone), wo er im Juli 1918 in italienische Kriegsgefangenschaft gerät. Aus Amalfi, wo er sich von seiner Lungenkrankheit erholt hat, kehrt er Ende August 1919 nach Salzburg zurück. Im Herbst 1920 tritt Waggerl eine Stelle als Volksschullehrer in Wagrain an, wo er sein restliches Leben verbringen sollte. Er heiratet Edith Pitter und wird bald wegen seiner schweren Lungenkrankheit frühpensioniert. Nun findet er die Zeit, vielfältige künstlerische Formen auszuprobieren, regionale Kulturarbeit zu leisten und wichtige literarische Kontakte zu knüpfen. 1924 erscheint im Selbstverlag ein Band „Aphorismen“. Bereits jetzt erfolgt seine Selbst-Stilisierung als Dichter aus dem abgelegenen Bergdorf Wagrain, der das Unverfälschte, Gesunde, Unverdorbene, Einfache und Reine thematisiert. In Wagrain fühlt er sich ausgestoßen und isoliert, was er durch Übernahme öffentlicher Aufgaben (Gesangsverein, Freiwillige Feuerwehr, Amateurtheater) auszugleichen sucht. Durch Lesungen im kleinen Kreis erwirbt er seine Vorlesefähigkeiten, die später für seine Bekanntheit von großer Bedeutung werden. In den rund 20 veröffentlichten kurzen Erzählungen stehen meist Männer im Mittelpunkt, die in einer gottlosen Welt Opfer des Schicksals werden.

Das Jahr 1929 bringt den literarischen Durchbruch für Waggerl. Am Beginn steht ein Vertrag mit dem angesehenen Insel-Verlag, dessen Besitzer, Dr. Anton Kippenberg, zum geistigen Vater Waggerls wird. Bis 1956 erscheinen alle Werke in diesem Verlag. Ende des Jahres 1929 kommt der Roman „Brot“ auf den Markt, der den Ruhm Waggerls begründet. Von Knut Hamsun beeinflusst,

trifft der Roman genau die neue, konservative Stimmung der Zeit, in der das starke, patriarchalisch und antitechnisch geprägte Bauerntum verherrlicht wird, dem der entwurzelte, industrialisierte Städter als Negativbild gegenübergestellt wird. Von der Kritik wird der Roman als „reine deutsche Dichtung“ und „Hohelied der Arbeit der Bauern“ gepriesen. Mit seinem zweiten erfolgreichen Roman, „Schweres Blut“ (1931), kann er sich endgültig als Autor durchsetzen. Zahlreiche Erzählungen mehren seinen Ruhm und sein Ansehen. Seine Texte gelten rasch als „deutsch-unaktuell-tief-weise-raunend“ und werden bewußt dem tagesaktuellen, jüdischen Journalismus gegenübergestellt. Dieses Dichtungsverständnis führt ihn bald in die Arme der Nationalsozialisten, die im Deutschen Reich seit 1933 an der Macht sind. So wird er 1937 als „Vertreter der Ostmark“ von Hitler bei der Berliner Dichterwoche empfangen und unternimmt Lesereisen durch Deutschland. Daneben arrangiert sich Waggerl auch mit dem österreichischen Ständestaat, der ihm schon 1934 den Großen Österreichischen Staatspreis verleiht. Waggerls dichterische Kapazität erreicht mit den „Kalendergeschichten“ (1937) und dem „Wagrainer Tagebuch“ (1936) sein Ende.

Der nächste Teil des Buches behandelt Waggerls Wirken in der NS-Zeit. Deutschnational und antijüdisch vorgeprägt, begrüßt er 1938 literarisch die „Heimkehr der Ostmark“ und setzt sich erfolgreich für die Modernisierung Wagrains ein, um den Fremdenverkehr zu fördern. Er wird Mitglied der NSDAP und des NS-Lehrerbundes. Nun gehört er zur empfohlenen, geförderten und immer wieder gedruckten Literaturprominenz des Dritten Reiches. Als „Priester des deutschen Herzens“ deckt er die Abteilung „Deutsches Bauerntum“ in der Literatur vorzüglich ab. Lesereisen und zahlreiche Preise sind äußere Kennzeichen seiner Wertschätzung. 1939/40 ist er sogar kurzzeitig wieder Lehrer, anschließend bis September 1942 Bürgermeister von Wagrain. 1942 rückt er als Leutnant nach Salzburg ein, wo er für die Propaganda zuständig ist.

Der letzte Teil des Buches behandelt Waggerls Leben nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei geht der Autor der Frage nach, wie dem NS-belasteten Dichter die Integration in die österreichische Kultur der Zweiten Republik gelungen ist. In den verschiedenen Entnazifizierungsverfahren verharmlost er seine Rolle im Dritten Reich und deklariert sich als politisch Unwissender, sodaß schon im Sommer 1946 alle Verfahren eingestellt werden. Entscheidend aber ist, daß die „Normalisierung“ in Österreich ab 1947/48 das Harmonie- und Trostangebot, das Waggerls Dichtungen liefern, gerne annimmt und ihn zum Inbegriff österreichischer Wesensart und heimatverbundener Dichtung macht. Dazu passen seine neuen Texte, die inhaltlich aber nur mehr Variationen der 30er Jahre darstellen, ganz genau: „Fröhliche Armut“ (1948), „Heiteres Herbarium“ (1950) und „Das ist die stillste Zeit im Jahr“ (1956). Diese kurzen Texte etablieren ihn wieder als erfolgreichen Dichter. Auf Fragen nach seiner NS-Vergangenheit reagiert er weiter sehr empfindlich, aber diese Fragen werden kaum mehr gestellt. Das Bild des „guten, herzlich-warmen Dichtervaters“ findet seinen Abschluß und Höhepunkt im Salzburger Adventsingen, an dem er von 1952 bis 1970 mitwirkt. Seine Bücher, nun im Otto Müller-Verlag in Salzburg erscheinend, erreichen Bestseller-auflagen, seine Schallplatten finden reißenden Absatz. Zahlreiche äußere Ehrungen und Auszeichnungen mehren seine Anerkennung ebenso wie den finanziellen Erfolg. Als er im November 1973 bei einem Autounfall ums Leben kommt, wird er in Anwesenheit der österreichischen Staatsprominenz als allseits beliebter Staatsdichter zu Grabe getragen.

Dieses Buch empfiehlt sich als Lektüre für diejenigen, die mehr über den Dichter Waggerl und über die Probleme und Brüche der österreichischen Literatur im 20. Jahrhundert wissen wollen.

Clemens Weber

Barbara Passruggen, **Mein neues Leben**. Herausgegeben, bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Therese Weber (= Damit es nicht verloren geht... Band 43, Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag 1998) 299 Seiten, 18 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 291,-

In einer ausführlichen Einleitung erzählt Therese Weber, die Bearbeiterin des Bandes, wie es zu diesem Buch kam und welche Bedeutung es sowohl für die Erzählerin als auch die Herausgeber-

rin während seiner Entstehung gewann. Aus einer fast fünfzehn Jahre dauernden Bekanntschaft, bedingt durch die gemeinsame Aufarbeitung von Frau Passruggers Leben, war eine feste und tiefe Freundschaft entstanden. Schon in dieser Einleitung entsteht vor dem Leser das fesselnde Bild einer außergewöhnlichen Persönlichkeit, die sich trotz eines harten und arbeitsreichen Lebens jugendliche Neugier, Unternehmungsgeist und Optimismus bewahrte, die mit 88 Jahren noch Berge besteigt und, Witwe geworden, wieder ihren Mädchennamen Hofer annimmt.

Über ihr entbehrrungsreiches Leben als Bergbäuerin erzählte Barbara Passruggen bereits in den beiden Bänden „Hartes Brot“ (Band 18) und „Steiler Hang“ (Band 27) aus dieser Reihe. Der vorliegende Band bildet gleichsam eine abschließende Zusammenfassung und ist, wie die Autorin meint, ihr „letztes Buch“. Es fesselt den Leser – trotz mancher Wiederholungen – durch seine stille Lebensfreude, durch die ruhige Art, einen Lebensabend zu schildern, in dem die glücklichen Tage überwiegen. Das Buch macht Mut, auf diesen Zeitabschnitt mit Hoffnung zuzugehen. „Das Schreiben machte mich selbstbewußt“, bekennt die Autorin und betont immer wieder, wie sich ihr Leben durch ihre Bücher, durch die Lesungen und ihre Auftritte im Fernsehen zum Positiven gewandelt hat. Ihre Freude, mit Menschen umzugehen, neue Freundschaften zu schließen, endlich selbständig und frei über sich verfügen zu können, wird immer wieder deutlich spürbar. Eine Frau hat sich emanzipiert, schöpft Kraft aus neuen Begegnungen, kann ihren Horizont immer noch erweitern, erfährt Bereicherung in einem Alter, in dem es oft nur mehr Verlust zu geben scheint.

Ein Buch, das nachdenklich und still macht, ein Buch für ruhige Abende. Und ein wunderbares Beispiel dafür, daß es nie zu spät ist, sein Leben in die eigenen Hände zu nehmen.

Ulfrild Krausl

Bärbel Danneberg/Aly Machalicky/Fritz Keller/Julius Mende (Hg.), **Die 68er. Eine Generation und ihr Erbe** (Wien: Döcker 1998) 390 Seiten, 80 Abbildungen, öS 394,-

30 Jahre nach dem Revolutionsjahr 1968 erscheint ein Buch, das Texte unterschiedlichster Autoren beinhaltet. Teils sind es solche, die diese Revolution „live“ miterlebt haben, teils solche, die als Kinder die Erziehungsmethoden dieser Zeit über sich ergehen lassen mußten.

Oftmals werden heute folgende Bilder mit den 68ern assoziiert: Demos gegen den Vietnamkrieg, Teach-ins an den Universitäten, freie Liebe in den Kommunen und die Musik in Woodstock. Sind dies Folgen des Aufbruchs der Unzufriedenen oder des Aufbegehrens und Infragestellens der althergebrachten Ordnung oder Teil einer internationalen Bewegung?

Die Textsammlung ist in sechs Großkapitel gegliedert; davon trägt eines den Titel „Politische Ansichten und revolutionäre Praktiken“. Darin wird unter anderem der Frage nachgegangen, was die 68er-Bewegung sei: politisch-soziale Revolution, Kulturrevolution oder Revolution gegen den Konsumterror? – Eines jedenfalls ist sie sicher: eine Bewegung, die neue zwischenmenschliche Umgangsformen in jeder Hinsicht sucht.

Reaktionen auf Ereignisse Ende der 60er Jahre führen auch zu Aktionen in Österreich. Diese werden aufgezählt („Mailüfterl über Krähwinkel“), wobei aber globale Vernetzungen nicht übersehen werden. In einem weiteren Artikel wird über das Marxverständnis der Studentenbewegung philosophiert. „Der Marxismus war eine Mode der Achtundsechziger, ein besonderes Erkennungszeichen, ein Jargon, der Zusammengehörigkeit verhiieß.“ Als Aktion gegen „Kapitalismusschweine“ ist die Entführung des Industriellen Palmers konzipiert. Der genaue Tathergang dieser „Enteignungsaktion“ – die Entführer wollen nur Geld und nicht die Freilassung von Terroristen – wird dem Leser geschildert.

Der Heidenreichsteiner Franz Schandl, er bezeichnet sich selbst als „späten Abkömmling“ der 68er, beschreibt seinen politischen Werdegang bis zum Gemeinderat in seinem Heimatort. Bezüglich der Herkunft der Grünen kommt er zu dem Schluß, daß sie „nichts anderes als die Konkursmasse der 68er“ seien.

Im kulturell-avantgardistischen Bereich standen die Forderungen nach autonomen Kultur-, Jugend- und Kommunikationszentren an erster Stelle. Das folgende Großkapitel gibt Auskunft

über die Gründung des Arbeitskreises der österreichischen Literaturproduzenten, die Arenabewegung, das WUK (Werkstätten- und Kulturhaus), die GAGA (Gassergasse) und das Rotstilzchen. Ein Gespräch mit Wolfgang Kos über Popmusik rundet das Kapitel ab.

Ein weiterer großer Themenblock ist feministischen Bewegungen und deren Anliegen gewidmet, wobei das Abtreibungsverbot und der Paragraph 144 im Mittelpunkt stehen.

Im letzten Kapitel werden alternative Lebensformen unter die Lupe genommen. Auf Grund des Verblässens der „Triade Vater – Mutter – Kind“ bieten Wohn- und Liebesgemeinschaften „häufig Möglichkeiten für gesellschaftliche Gruppen, die sich schon immer gewisse Freiheiten leisten und Freiräume schaffen“ wollten. Ehemalige Mitglieder von Wohngemeinschaften ermöglichen es dem Leser, „Innensichten und Einsichten“ in solche zu gewinnen. Eine heute 33jährige Frau berichtet über ihr „Kindsein im ersten Wiener Kinderkollektiv“. Ein etwa gleichaltriger Mann, an dem antiautoritäre Erziehung erprobt wurde, bezeichnet sich selbst als Versuchskaninchen.

Ein anschließender Text informiert über die Buchhandlung „Herrmann“, die „nicht nur für Wien, sondern für ganz Österreich die zentrale Anlaufstelle der Linken, Weltverbesserer, kritischen Geister und solcher, die sich für kulturelle Avantgarde, den Marxismus, die Psychoanalyse und andere, ‚subversive‘ Wissenschaften interessierten, gewesen ist“.

Das vorliegende Buch gibt einen umfassenden Einblick in das politische sowie das soziokulturelle Geschehen der Generation der 68er und zeigt Verbindungen und Fortsetzungen bis in die Gegenwart.

Regina Zotlöterer

Kurt Tozzer/Günther Kallinger, **Marschmusik für Glockenspiel**. 1968, Österreich am Rande des Krieges (St. Pölten/Wien: NP Buchverlag Niederösterreichisches Pressehaus) 320 Seiten, 31 Faksimiles von Dokumenten, öS 298,-

„Zwischen dem Mai 1945 und dem November 1989 war der ‚Prager Frühling‘ der einzige lichte Moment in der Geschichte meines Heimatlandes. Im Rückblick bezeichnet er den höchsten Punkt in der Entwicklung, die in der von den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges geschaffenen mitteleuropäischen Neuordnung ihren Ursprung hatte. Und die Invasion? Nach all den Jahren kann nicht übersehen werden, daß Leonid Breschnew mit seiner Unterschrift unter den Befehl, seine Armeen den Marsch gegen den ‚Prager Frühling‘ antreten zu lassen, das Todesurteil über sein eigenes Regime unterschrieben hat.“ In einem Artikel im „Spectrum“ der Tageszeitung „Die Presse“ (Freitag, 14. August 1998, S. I f.) erörterte einer der Promotoren des „Prager Frühlings“, Eduard Goldstücker, die „0,5 Prozent unseres Jahrhunderts“, die eine nachhaltige Wirkung hatten auf die Ereignisse des letzten Jahrzehnts in seinem Heimatland Tschechien, von den jetzigen Politikern aber gerne ignoriert werden, wie alles, was mit Kommunismus und Reformkommunismus zusammenhängt.

Welche Gefahr mit dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in der damaligen CSSR im August 1968 auch für unsere Republik, insbesondere für das Wald- und Weinviertel bestand, daß sogar ein markantes Risiko gegeben war, daß Österreich durch Grenzverletzungen oder gar den Durchmarsch fremder Armeen in Mitleidenschaft gezogen würde, haben die Autoren, beide gelernte Journalisten und langjährige Mitarbeiter im ORF, in diesem Buche plausibel zu machen versucht. Sie verwendeten dazu „Dokumente aus dem österreichischen Außen-, Innen- und Verteidigungsministerium“ (S. 320) ohne genauere Hinweise, nur einige Kopien daraus von Originalblättern geben den Beweis dieser Angabe. Untermauert werden ihre Folgerungen durch Zitate aus Interviews mit Zeitzeugen (Gerd Bacher, Helmut Zilk, Josef Klaus, Franz Soronics, Karl Pisa u. a.), manches scheint nur daraus zitiert worden zu sein.

In 22 Kapiteln, jedes fein säuberlich in vier Untertitel gegliedert, von denen wiederum fast jedes ziemlich genau eine Seite umfaßt, lassen uns die Autoren, spannend und mitreißend geschrieben, die Tage zwischen Juni 1967 (Brandrede von L. Vaculík auf dem Schriftstellerkongreß

gegen den Parteichef A. Novotný) und jenen Augusttagen 1968 dramatisch vor unseren Augen erstehen. Welche Vorbereitungen die Osttruppen für einen eventuellen Konflikt mit dem neutralen Österreich getroffen haben, das selbst wieder unter dem Codewort „Marschmusik für Glockenspiel“ Vorkehrungen in einem solchen Krisenfall zu organisieren versuchte, welche im darin enthaltenen Befehl „Urgestein“ gipfelten, können die Autoren lebhaft darstellen (S. 34: „Nach üppigem Mahl und altem Slibowitz versichert [...] auch den beiden Herrn, für ihren Dienst zu spionieren.“, S. 164: „Lichtaus, wenn die Russen kommen, war also die Devise“ am Flughafen Schwechat bei Sichtung unbekannter Flieger), ihre Behauptungen scheinen stichfest zu sein. Sind deren Deutungen jedoch unsicher, fügen sie schamhaft Wörter wie „vielleicht“, „offenkundig“, „offenbar“, „offensichtlich“, „es war zu befürchten“ u. ä. hinzu.

Das Buch stellt einen interessanten Beitrag zu der Diskussion über die jüngste Geschichte in unserem Lande und um es herum dar. Es zeigt jedoch auch eine nicht von jedermann geschätzte Form geschichtlicher Darstellung. In Fortsetzungen ist dieses Buch in „Kirche bunt“ (St. Pöltner Kirchenzeitung) auszugsweise zu lesen.

Herbert Stastny

Anton A. Bucher/Rudolf Seitz/Rosemarie Donnenberg (Hgg.), **Ich im pädagogischen Alltag**. Macht-Ohnmacht-Zuversicht (= Veröffentlichung der Salzburger Internationalen Pädagogischen Werktagung, Tagungsbericht der 46. Tagung 1997, Band LII, Salzburg/Wien: Otto Müller Verlag 1998) 228 Seiten, öS 260,-

In neun Hauptreferaten und 22 Werkkreisen setzte sich eine mehrheitlich in Deutschland tätige Vortragendenschar mit teils sehr theoretisch orientierten Bereichen („Person ist auf Person resonant – Überlegungen einer Philosophin zur Pädagogik“) auseinander. Die vom Katholischen Bildungswerk Salzburg (5020 Salzburg, Kapitelplatz 6) veranstaltete Werktagung bringt jedoch auch viele für jeden Pädagogen interessante Themen aus der täglich erlebten Praxis zur Sprache, die in dieser Veröffentlichung zusammengefaßt und hier nachzulesen sind.

Herbert Stastny

Gertraud Steiner, **Salz als Attraktion**. Der Dürrenberg in seiner Geschichte (Salzburg: Verlag Otto Müller 1998) 162 Seiten, 42 Abbildungen, öS 148,-

Es ist bemerkenswert, daß ich erst im Heft 3 dieses Jahrganges in dieser Zeitschrift eine Rezension über das Buch „Österreich mit einer Prise Salz“ von Alfred Komarek publizieren durfte. Das Thema Salz dürfte momentan als kulturgeschichtliches Phänomen besonders attraktiv sein.

Als Attraktion wird das Salz auch im neuesten Buch der Kulturpublizistin Gertraud Steiner vorgestellt. Sie versteht es von der Sprache her meisterhaft, Historisches, Geologisches, Literarisches und Mythisches zu einer kleinen Kulturgeschichte des wohl wichtigsten Minerals zu verknüpfen. Fasziniert berichtet sie über die „dunkelbunte“ Keltenezeit und erliegt damit wie viele andere Kulturhistoriker der „Keltomanie“. Mythologisches und Kulturhistorisches wird vereint mit der Sprachgeschichte, wodurch ein sehr vages historisches Bild der Zeit entsteht, das kaum einer fachlich-kompetenten Überprüfung standhalten kann. Aber es liest sich halt so gut.

Wesentlich besser gelungen ist der touristisch-historisch geprägte Teil des Büchleins. Hier sind es vor allem die vielen zeitgenössischen Stiche, Aquarelle und Lithographien, die den Text hervorragend illustrieren. Positiv vermerkt werden muß die umfangreiche Bibliographie, die nach Kapiteln geordnet ist. Nach dem Kriterium der Vollständigkeit und der fachlichen Integrität darf dieses Verzeichnis vor allem im Bereich der Ur- und Frühgeschichte nicht untersucht werden.

Als leichte Lektüre ist das Buch für Touristen durchaus empfehlenswert. Auf Reisen oder im Urlaub nimmt man es mit wissenschaftlichen Standards ohnehin nicht so genau. Das schmale Bändchen eignet sich hervorragend für die Wanderjacke und als Lektüre zwischendurch ohne allzu hohen Anspruch. Das dürfte auch die Intention der Autorin und des Verlages gewesen sein.

Erich Broidl

Martina Lorenz/Karl Portele, **Burgen. Schlösser. Österreich** (o. O. [Graz-Wien]: Verlag Portele o. J. [1997/98]) 181 Seiten, öS 398,-
Bestelladresse: Karl Portele, 1170 Wien, Promenadengasse 17

Ein reich bebildertes Verzeichnis jener Burgen und Schlösser in Österreich, die öffentlich zugänglich sind, soll Hilfe bei der Planung von Touren und Veranstaltungen bieten, also dem Fremdenverkehr dienlich sein – so wollen es die Herausgeber des Bandes. Dementsprechend werden nach einer eher knappen Beschreibung jedes Objekts, zu der in vielen Fällen ein Bild gehört, die Eigentümer bzw. die Verfügungsberechtigten, weiters die Öffnungszeiten und schließlich noch Ort und Telefonnummer angegeben, wo Informationen eingeholt werden können.

Welche Objekte sind aufgenommen worden? Im Burgenland sind es 13, in Niederösterreich sogar 87, wobei die Zahl der angeführten und beschriebenen Ruinen eher gering ist und die Auswahl derselben eher wie zufällig anmutet. Aber auch sonst ist es nicht ganz eindeutig, welche Schlösser aufgenommen wurden und welche nicht, denn z. B. das Schloß Deutschkreutz, das Anton Lehmden gehört, ist auf Anfrage ebenso zugänglich (oder auch nicht) wie das Schloß Kobersdorf, das in dem Buch beschrieben wird. Lackenbach ist als Sitz eines Forstamtes so zugänglich wie Eckartsau, bloß der Eigentümer ist ein anderer; Schauenstein im Kamptal ist sogar ganz leicht zugänglich, Streitwiesen bei Pöggstall hofft als „Jugendburg“ auf Besucher, die dort auch ihre Zelte aufstellen. Es ist also nicht ganz eindeutig, was wirklich angeführt wird und was – absichtlich oder unabsichtlich, das ist die Frage – weggelassen wurde.

Die Beschreibungen sind nicht immer ganz deutlich. Bei Laxenburg kommt man kaum drauf, daß es sich um drei Objekte, das Alte Schloß, die Franzensburg und den Blauen Hof, handelt, bei Wetzdorf ist der Heldenberg, der sich im Eigentum der Republik Österreich befindet, vom Schloß, das Privateigentum ist, getrennt.

Auf der Schallaburg finden nicht „auch Ausstellungen“ statt, sondern ist das der nunmehrige Hauptzweck des Schlosses; in oder bei der Burg Raabs fanden „im Zuge der Gegenreformation [nicht] besonders schwere Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken statt“. Wenn in der Beschreibung der Burg Strechau bei Lassing gesagt wird: „Die ursprüngliche Burgkapelle aus dem Jahre 1579 beinhaltet Fresken“, so ist darauf zu verweisen, daß es sich bei den Deckenbildern nicht um Fresken handelt, daß aber auch der Raum kaum als Kapelle gedient hat, obschon er geistliche Motive als Wand- und Deckenschmuck besitzt.

Es soll genug sein. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das Buch einen nützlichen Überblick über besichtgbare Burgen und Schlösser in Österreich gibt, daß man aber bei den Beschreibungen besser doch noch in ein anderes Handbuch blickt, um die Geschichte und die Situation erkennen zu können, und daß es auch andere als die hier beschriebenen Objekte gibt, die eine Besichtigung lohnen. Zur ersten Information ist das Buch jedoch sicher recht gut geeignet. Der Preis ist nicht eben günstig.

Gustav Reingrabner

Kulturkarte Niederösterreich. Stifte, Kirchen, Burgen, Schlösser [...] und Veranstaltungen, hg. von Martina Lorenz und Karl Portele (Graz-Wien 1998) öS 98,-
Bestelladresse: Karl Portele, 1170 Wien, Promenadengasse 17

Es handelt sich um eine Straßenkarte im Maßstab 1:200000 der Firma Ed. Hölzel, wie sie vielfach in Österreich verbreitet ist, in die Nummern eingetragen sind. Die Kartenrückseite bietet dann Beschreibungen zum entsprechenden Ort unter der in der Karte enthaltenen Nummer. Das sieht dann so aus, daß etwa bei Pernegg in der Karte die Nr. 100 angegeben ist. Die entsprechende Beschreibung weist auf „das 1112 erstmals erwähnte Prämonstratenserstift“ hin, das „1153 als weibliches Zweigkloster des Stiftes Geras“ gegründet wurde. „1586 wurde das Kloster, nachdem die letzte Nonne verstarb, von dem Männerkloster neu besiedelt. Das Kloster ist im gotischen Baustil errichtet. Heute befindet sich ein Seminar- und Fastenzentrum im Stift. Besonders sehens-

wert: Stiftskirche“. Es erübrigt sich, alle die schiefen und unvollständigen Angaben, die in diesen Sätzen enthalten sind, zu korrigieren: sie fallen ins Auge.

Die Karte ist wegen ihres großen Umfanges und der ständigen Notwendigkeit, die Vorder- und die Rückseite anzusehen, auch nicht eben sehr praktisch, obschon sie eine Fülle von Informationen enthält. Was aber unter den 144 Nummern nicht angegeben ist, wird – etwa in der Karte selbst – kaum berücksichtigt. So wird etwa auf Schrottenthal gar nicht hingewiesen, obschon Befestigungsanlagen, Schloßkirche, Kirche und auch der Ortsplatz durchaus zugänglich sind.

Die Karte ist für eine Ausflugs- und Routenplanung zuhause durchaus geeignet, während der Fahrt selbst eher umständlich. Ergänzende Angaben aus Handbüchern, wie den Dehio oder das Handbuch der historischen Stätten Österreichs, wird man vorsichtshalber einholen. Der Preis ist relativ hoch.

Gustav Reingrabner

Dieter Ronte, **Ist Kunst vermittelbar? Ist Kunstvermittlung Kunst?** (= Wiener Vorlesungen, Band 64, Wien: Picus Verlag 1998) 60 Seiten, öS 108,–

Die Wiener Vorlesungen im Rathaus zu Problemen und Überlebensfragen der Menschen am Ausgang des 20. Jahrhunderts gibt es seit 1987. Anzuzeigen ist Band 64 der Abteilung Stadtentwicklung und Stadtplanung mit dem am 2. April 1997 gehaltenen Vortrag von Dieter Ronte, dem Direktor des Kunstmuseums in Bonn.

In seinem Essay untersucht Ronte den sich wandelnden Kunstbegriff im Zusammenhang mit der Kunstvermittlung und der Problematik von Kunsttheorien. Kenntnisreich verknüpft der Autor die Frage der Vermittelbarkeit der Kunst mit der Frage nach dem Kunstcharakter der Vermittlung. Antwort auf die Fragen des Titels geben drei Thesen: 1. Kunst braucht Vermittlung. 2. Vermittlung ist immer auch Manipulation. 3. Kunstvermittlung kann Kunst sein.

Wer Rontes Standpunkt teilt, daß das Argumentieren gegen ein Kunstwerk leichter fällt als dafür und jedenfalls in dubio pro arte zu diskutieren sei, wird das Bändchen mit Gewinn lesen.

Franz Wagner

Peter Schubert, **Kunstschatze in Österreich.** Mit Suchspiel und Quizfragen für die ganze Familie (St. Pölten-Wien: NP Buchverlag Niederösterreichisches Pressehaus 1998) 120 Seiten mit 43 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 148,–

Wer die Kulturlandschaft Österreichs liebt und gerne Kulturfahrten unternimmt, wird Peter Schubert kennen. Als Verlagsleiter und Historiker beschäftigt er sich schon lange mit der Verlebendigung der Geschichte. In zahlreichen Büchern für Kinder und Erwachsene legt er Wert auf kurze lesbare Geschichten, die beide Zielgruppen gleichermaßen ansprechen können. Ein solches Buch liegt nun mit „Kunstschatzsuche in Österreich“ wieder vor. 25 Kunstwerke werden so vorgestellt, daß sie zu Entdeckungsreisen ins Land und zur „Kunstschatzsuche“ verlocken. Man kann mit den Kunstwerken chronologisch durch die Geschichte reisen – von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Den Anfang macht die „Fanny vom Galgenberg in Stratzing“, weiter geht es über die Romanik zum Verduner Altar, zur Renaissance, zum Barock (der Waldviertler freut sich im Trogerjahr – Ausstellung „Maler des Himmels“ – über die Beschreibung des Drachens in der Kuppel der Stiftskirche von Altenburg), zum Rokoko, durchs 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart nach Bärnbach zur Kirche des Friedensreich Hundertwasser. Jede Geschichte endet mit einem kurzen Info: Anfahrt, Adresse und eventuelle Öffnungszeiten.

Das Buch schließt mit einem Suchspiel und Tips, wie ein Museumsbesuch oder eine „Kunsttour“ für Kinder gestaltet werden könnte. („Kunst mit Kindern oder spannend sein wie ein Computerspiel“). Kleine Schwarzweiß-Abbildungen, allerdings ohne Bildlegenden, runden das Bild ab. Keine Literaturangaben. Schönes großes Schriftbild.

Marianne Hubalek

Martin Vogg, **Kultur auf der Spur** (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX Volkskunde/Ethnologie Abt. A Volkskunde Band 46; zugleich Diss., Univ. Wien, 1996; Frankfurt am Main: Peter Lang 1997) 359 Seiten, öS 658,-

Martin Vogg begibt sich in dem hier vorliegenden Werk auf die Spur der Kultur in Niederösterreich. Diese regionale Einschränkung ist aus dem Buchtitel vorerst nicht ersichtlich. Erst weiter im Inneren des Buches stößt man auf den für mich entscheidenden Untertitel „Über das Kulturverständnis in Niederösterreich“. Erst dieser Untertitel weckte in mir das Interesse an diesem Buch, daher wäre es wichtig gewesen, diesen auch auf die erste Seite zu setzen.

Beim Herangehen an eine Rezension eines Buches von einem Fachkollegen ist man freilich ganz besonders kritisch und mit Argusaugen sucht man nach methodischen und inhaltlichen Fehlern. Durch den sehr unkonventionellen Stil der Publikation sucht man jedoch selbst nach neuen Wegen, um eine objektive Rezension zu erstellen.

Sehr, sehr viele Zitate aus mehr oder weniger bekannten Werken und von sehr unterschiedlichen Autoren werden bei den einzelnen Kapiteln angefügt. Der Autor dürfte dabei eine poetische Überhöhung seiner Aussagen im Auge gehabt haben. Ich persönlich verfolgte zuerst die Zitate mit großem Interesse, nach einigen Kapiteln überflog ich sie nur noch, bis ich sie geflissentlich ganz übersah. Dieser ganz und gar ungewöhnliche Stil, poetische Zitate in eine wissenschaftliche Arbeit einzuflechten, ist für mich fremd, in manchen Bereichen des Werkes sogar schon befremdend.

Ein Diskurs über den Begriff „Kultur“ wird das ganze Werk hindurch geführt. Dabei wird man schon müde, die verschiedensten Argumente immer wieder vor Augen geführt zu bekommen.

Interessant ist die Meinung Voggs zur Kultursubventionierung. Er stellt die Behauptung auf, daß für kulturelle Aktivitäten keinerlei Gelder, zumindest von öffentlichen Stellen, zur Verfügung gestellt werden sollten. Kultur ist eine Privatangelegenheit, und die öffentliche Hand hat nicht das Recht, sich Kultur durch Subventionen oder andere Zuschüsse zu kaufen.

Vogg durchleuchtet die wichtigsten kulturellen Vereinigungen Niederösterreichs. Sehr kritisch betrachtet er die Heimatforscher, die seiner Meinung nach als Jäger und Sammler eingestuft werden können, welche die Fährten der Geschichte gnadenlos in jeden Winkel ihres Ortes verfolgen. Den Waldviertler Heimatbund bezeichnet er in Sachen Heimatforschung als die kompetenteste und seriöseste Organisation dieses Landes. Einen kleinen Seitenhieb auf den Namen konnte er sich nicht verkneifen. Ebenso kritisch geht er mit dem Österreichischen Kameradschaftsbund um, ohne ihm aber seine völlige Berechtigung abzusprechen.

Als sehr effiziente Organisation bezeichnet er die NÖ Heimatpflege. Obwohl die Heimatpflege sehr auf Tradition bedacht ist, spricht der Autor von einer der modernsten und interessantesten Organisationen Niederösterreichs. Allerdings kritisiert er heftigst die Subventionierung von Trachten. Er spricht von einer „Bevölkerungsbekleidungsaktion“ und verwendet in diesem Zusammenhang auch den Begriff Idiotie.

Martin Vogg ist ein sehr kritischer Geist. Wenn man selbst schon viele Jahre in solchen Organisationen gearbeitet hat und sich mit deren Idealen identifizieren konnte, dann wird man durch seine Kritikpunkte verwirrt und verliert seinen vermeintlichen Halt. Freilich hat man viele dieser Punkte nie seriös hinterfragt.

So langt man ziemlich verworren am Ende des Buches an, fühlt sich in seinem Weltbild erschüttert und geht doch nach einiger Zeit wieder seinen gewohnten „kulturpolitischen“ und „kulturphilosophischen“ Gedankengängen nach. Doch ein bißchen Kritikfähigkeit bleibt haften, im Unterbewußtsein hat sich das Hinterfragen von Strukturen und Abläufen schon festgesetzt. Und das ist gut so.

Joachim Rössl wird auf Seite 126 als Kulturlandesrat bezeichnet. Dies stimmt freilich nicht, da dies eine politische Funktion wäre. Weiters wird die Magisterarbeit von Gertraud Pruschak in das Jahr 1955 zurückversetzt, obwohl sie eine sehr aktuelle Arbeit aus dem Jahre 1995 ist (Seite 348).

Es gäbe noch viel Kontroversielles über das Buch zu schreiben. Ich möchte es bei dieser subjektiven Betrachtung meinerseits bewenden lassen. Mich haben manche Dinge befremdet, andere sogar verärgert. Man muß sich dabei über die Standpunkte im klaren sein. Martin Vogg

richtet den Blick von außen kritisch auf das Kulturleben in Niederösterreich. Wir fühlen uns nicht wohl in unserer Haut als Beobachtete und kritisch Durchleuchtete und reagieren ebenfalls sehr kritisch. Das Positive an diesem Buch ist daher in erster Linie der kritische Aspekt, der ein Hinterfragen und Überdenken tradiert Strukturen nach sich zieht. Sein Weltbild, das man sich mühevoll zurecht gelegt hat, soll man sich aber keineswegs durch eine solche Publikation restlos zerschlagen lassen.

Ich möchte diese Rezension ebenso wie Martin Vogt mit einem Zitat würzen: „Wir müssen alle wieder lernen zu leben. Dann brauchen wir uns auch um die Kultur keine Sorgen zu machen.“
(Andreas Geistlinger)

Erich Broidl

Patricia Hladschik/Hannes Vyoral, **Kultur Land Niederösterreich**. Adressen und Informationen (Wien: Kunstverkehr 1998) 712 Seiten, öS 80,-

„Das vorliegende Handbuch soll der kulturellen Kommunikation dienen, es soll helfen, Neues zu entdecken und Kontakte zu knüpfen...“, heißt es in der „Vorbemerkung“ der beiden Autoren auf S. 8 des Buches. Genau dieser Ansatz ist mit diesem Band auch gelungen. Etwa 6500 Adressen sind angeführt, wobei erwähnt wird, daß bei Aufnahme des gesamten Datenmaterials das Buch noch etwa 200 Seiten stärker geworden wäre.

In einem Untertitel des Bandes werden die berücksichtigten Bereiche genannt: Architektur, Bildende Kunst, Design, Film & Fotografie, Literatur, Musik, Theater, Volkskultur, Bildung, Wissenschaft. Der Aufbau des Handbuches ist einfach und deshalb für die Benutzer/-innen praktikabel nachzuvollziehen: Nach einem Überblick über landesweite Verbände und Organisationen erfolgt eine gemeindeweite Auflistung von Absdorf bis Zwölfaxing mit allen dort vorhandenen Vereinen, Einrichtungen und Initiativen. Für eine gezielte Suche zu den einzelnen Bereichen gibt es ein ausführliches Register, das ebenfalls sehr benutzerfreundlich angelegt ist.

„Das Handbuch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit“, heißt es dankenswerterweise ebenfalls in der Vorbemerkung. Das ist bei einem derartigen Unterfangen auch nicht zu erwarten, wobei die Autoren sich ausschließlich auf die Informationen aus den Gemeinden und Verbänden verlassen mußten. So fehlten mir in der Aufstellung etwa die aktivsten Katholischen Bildungswerke des Bezirkes Waidhofen an der Thaya, nämlich Groß-Siegharts, Kautzen und Waidhofen. Aber auch das Diözesanarchiv St. Pölten ist in diesem Handbuch nicht vertreten. Die Autoren planen eine aktualisierte Neuausgabe für das Jahr 2000, wofür sie auch um entsprechende Korrekturen und Neuzugänge ersuchen.

Insgesamt ist zu wünschen, daß das Handbuch weite Verbreitung findet, weil es die Kontakte zwischen den unzähligen Vereinen, Einrichtungen und Initiativen ungemein erleichtern und hoffentlich auch neu begründen kann. Den beiden Autoren ist für ihre mühevollen Arbeit jedenfalls zu danken.

Harald Hitz

Edda Engelke, **Niederösterreicher in sowjetischer Kriegsgefangenschaft während und nach dem Zweiten Weltkrieg**. Ein Projekt des Niederösterreich-Fonds. Durchgeführt am Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung. Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Graz-Wien. Herausgegeben von Stefan Karner. Band 3a (Graz: Selbstverlag des Vereins zur Förderung der Forschung von Folgen nach Konflikten und Kriegen 1998) 183 Seiten mit Schwarzweiß-Abbildungen, Faksimiles, Kartenskizzen, Graphiken und Statistiken, öS 321,-

21 808 Niederösterreicher und 19 Niederösterreicherinnen, die als Kriegsgefangene oder Zivilinternierte im sowjetischen Lagersystem GUPVI (Glavnoe upravlenie po delam voennoplennych i internirovannyh = Hauptverwaltung für Angelegenheiten der Kriegsgefangenen und Internierten) festgehalten wurden, sind in der Datenbank des Ludwig Boltzmann-Instituts für

Kriegsfolgen-Forschung erfaßt. 2332 dieser 21 827 Niederösterreicher und Niederösterreicherinnen verstarben in sowjetischen Lagern.

Vor allem im Winter 1942/43 und nach der Kapitulation 1945 gelangten zahlreiche Niederösterreicher in sowjetische Gefangenschaft: nach dem Fall von Stalingrad 527, nach Kriegsende 9005. Auch viele ehemalige Soldaten und Offiziere, die sich in der Zeit der Kapitulation bis zu den Amerikanern durchgeschlagen hatten, wurden an die Sowjetunion ausgeliefert, da die in russischer Sprache verfaßte Version der Kapitulationsurkunde besagte, daß alle Angehörigen der deutschen Truppen, die an der Ostfront gekämpft hatten, den Sowjets übergeben werden mußten.

Sogar bereits in ihre Herkunftsorte zurückgekehrte Heimkehrer wurden in sowjetische Lager gebracht. So mußten sich in Zwettl am 23. und 24. Mai 1945 auf Weisung der sowjetischen Besatzungsmacht alle ehemaligen Angehörigen der Deutschen Wehrmacht beim Gemeindeamt melden. Dabei wurden 163 Mann und 12 Krankenhauspatienten registriert. „Die Kriegsinvaliden wurden ausgesondert, alle anderen wurden unter Bewachung der Zwettler Hilfspolizisten in die Lagerhausmühle abgeführt und dort eingesperrt. Der Jüngste unter den Gefangenen war Jahrgang 1928, der Älteste Jahrgang 1885. Die Hoffnung, nach der Heimkehr ein Leben als Zivilist zu führen, erfüllte sich für diese Männer nicht. Zusammen mit Gefangenen aus Dürnhof, Stift Zwettl, Kaufholz und Edelbach mußten sie den Weg in die sowjetische Kriegsgefangenschaft antreten. Zuerst ging es zu Fuß nach Preßburg/Bratislava, dann per Bahn nach Göpfritz, und von dort wurden die Gefangenen verladen in große Transporte, die sie in eines der unzähligen Lager in der Sowjetunion brachten“ (S. 49; nach: Karl Gündler, Zwettler Soldatenschicksale. In: Heimatkundliche Nachrichten, Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Zwettl, Nr. 5 vom 15. Mai 1993).

Die Strapazen bei den Gewaltmärschen zu den Sammellagern und während des Transports in überfüllten Güterwaggons ohne Wasser und bei karger Verpflegung waren enorm. In den Lagern selbst war die Versorgung mit Lebensmitteln oft katastrophal. „Hunger war das beherrschende Thema“ (S. 56). Dabei war dies durchaus nicht Absicht, doch waren die Lagerverwaltungen durch die große Zahl der Gefangenen heillos überfordert. Man war sogar bestrebt, die Versorgung der Lager mit Lebensmitteln zu verbessern, waren die Kriegsgefangenen doch – nach der Repatriierung der „Kranken, Alten und Arbeitsunfähigen“ (S. 37) – von der sowjetischen Wirtschaft dringend benötigte Arbeitskräfte. Auch litt die sowjetische Zivilbevölkerung oft selbst unter dem Mangel auf allen Gebieten. „Da sind die Russen zu uns betteln gekommen“, berichtet ein Zeitzeuge (S. 38). Aufgrund der mangelnden hygienischen Maßnahmen machten Krankheiten und Seuchen den Gefangenen zu schaffen. Soweit sie überlebten, waren sie enorm geschwächt. „Fast vier Monate nach dem Ausbruch der Krankheit Diphtherie durften wir das erstmal wieder ins Freie. Am Barackenausgang war das erste Hindernis: Fünf Stufen. Es war mir unmöglich die fünf Stufen allein hinaufzukommen“, erzählt der Zeitzeuge Karl Bauer (S. 90).

Eine Buchbesprechung ist nicht der Platz, die Leiden der Gefangenen im Detail zu schildern. Das bleibt der persönlichen Lektüre vorbehalten. Das Buch berichtet auch von den nach Kriegsschluß von den Organen der sowjetischen Besatzungsmacht verhafteten und daraufhin in die Sowjetunion gebrachten Niederösterreichern und Niederösterreicherinnen. Darunter war auch Leopold K., der „am 15. 5. 1945 in Gars am Kamp wegen Mißhandlung e. russischen Soldaten“ verhaftet und „nach Beneschau/CSR gebracht“ wurde. „Seither fehlt jede Spur“ (S. 139). Und detailliert schildert der 1945 in Waidhofen an der Thaya wohnhaft gewesene (Dkfm.) Oskar Preissler sein Schicksal (S. 146-150). Wegen angeblicher Mitgliedschaft bei einer „Werwolf“-Gruppe wurde er zum Tode verurteilt und schließlich zu zehn Jahren Besserungsarbeitslager in Sibirien „begnadigt“. „Er war noch nicht einmal siebzehn Jahre alt, als er im Viehwaggon die Fahrt in die Sowjetunion antreten mußte. In den GULAG-Lagern und Gefängnissen von Kansk, Noril'sk, Balchas, Verchne Ural'sk und Rybinsk kämpfte er unter schwierigsten Bedingungen ums Überleben. Am 14. Oktober 1953 kehrte er mit dem 60. Transport des österreichischen Innenministeriums nach Niederösterreich zurück“ (S. 149 f.).

Die vorliegende Studie ist ein Pilotprojekt. Sie wurde ermöglicht durch die Unterstützung des Niederösterreich-Fonds, dem der Projektleiter Univ.-Prof. Stefan Karner im Vorwort ebenso wie Landeshauptmann Erwin Pröll dafür ausdrücklich dankt. Die Übersetzung des russischen Archivaktenmaterials führten Mag. Ernst Trummer und Alexander Zavorotnij durch. Der Autorin Edda Engelke gebührt Anerkennung nicht nur für ihre penible Forschungsarbeit, sondern auch dafür, die wissenschaftlich fundierten Ergebnisse in einem (auch für einen breiteren Leserkreis) gut lesbaren Stil zusammengefaßt zu haben. Nach dieser Arbeit sollen gleichartige Studien auch für die anderen Bundesländer durchgeführt werden. Für Niederösterreich ist ein Projekt, das sich mit der Thematik der Verhaftungen und Verurteilung von Zivilisten in Niederösterreich während der sowjetischen Besatzungszeit beschäftigt, in Vorbereitung.

Die Arbeit ist übersichtlich angelegt. Nach einer allgemeinen Einleitung folgen Kapitel über Material und Methode sowie die Lager der Kriegsgefangenen (ausführlich über das Lager 503 – Kemerovo in Westsibirien) und die Situation in der Gefangenschaft. Doch auch über das Kriegsgefangenenrecht und die Verhältnisse nach dem Fall von Stalingrad wird berichtet. Speziell stehen natürlich jeweils die Schicksale der im Krieg und nach der Kapitulation gefangenen Niederösterreicher im Mittelpunkt der Darstellung. Exemplarisch werden die Erlebnisse von fünf kriegsgefangenen und drei nach Kriegsschluß verhafteten Niederösterreichern ausführlich geschildert. Graphiken und Statistiken sowie Kartenskizzen ergänzen die Berichte. Einige Fotoseiten sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis schließen den Band ab.

Die vorliegende Publikation ist eine zeitgeschichtliche Arbeit im Rahmen der Kriegsfolgenforschung. Sie sollte aber trotzdem – wie Stefan Karner im Vorwort betont – „nicht ausschließlich unter einem streng wissenschaftlichen Blickwinkel“ gesehen werden, „sondern auch für die rund 22000 betroffenen Niederösterreicherinnen und Niederösterreicher ein Buch sein, das viele Erinnerung weckt. Ihren Angehörigen und Kindern kann das Buch jenen wichtigen Lebensabschnitt des Vaters, Mannes oder Großvaters in vergleichender und umfassender Weise näher bringen, über den zuhause gar nicht oder oft nur in Andeutungen gesprochen wurde. Geschichte, persönliche Lebensgeschichte, wird so erfahrbar, angreifbar und erhält einen Stellenwert, der über das Einzelschicksal weit hinausgeht“ (S. 8).

Doch auch für „Spätgeborene“, die keinen persönlichen Bezug zu den geschilderten Menschenschicksalen haben, ist das Buch eine erschütternde Lektüre, wobei zu bedenken ist, daß sich die oral history nur auf die Berichte derer stützen kann, welche die schreckliche Zeit überlebt haben, denn die vielen, die dabei ihr Leben opfern mußten, können nichts mehr erzählen.

Wenn Bücher wie „Im Westen nichts Neues“ oder „Der Arzt von Stalingrad“ sowie eine Reihe anderer Romane zu Recht als bewußtseinsbildende Antikriegsliteratur gerühmt werden, so gilt dies umso mehr für Bücher wie das vorliegende, handelt es sich hier doch bis ins letzte um nachweislich historische Fakten und Schicksale. Es wäre daher zu wünschen, daß sich möglichst viele Niederösterreicher und Niederösterreicherinnen das Buch besorgen und es mit Gewinn lesen.

Selten hat ein wissenschaftliches Werk über den rationalen Ertrag der historischen Information hinaus eine so emotionale Wirkung wie dieses: nämlich dankbar zu sein dafür, von einem solchen Schicksal bewahrt geblieben zu sein, und im Kleinen wie im Großen sich als einzelner zu bemühen, so gut wie möglich seinen (wenn auch vielleicht nur bescheidenen) Beitrag zu leisten zur Friedenssicherung in Gegenwart und Zukunft.

Anton Pontesegger

Christina Mochty/Ernst Bezemek (Hgg.), **Die Marktgemeinde Hof am Leithaberge im Wandel der Zeit** (Hof am Leithaberge: Eigenverlag der Marktgemeinde 1998) 408 Seiten, zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen, öS 300,–

Dieses Buch einer im Wiener Becken gelegenen Marktgemeinde in einer Waldviertler Zeitschrift anzuzeigen, ist durchaus sinnvoll. Denn dieses Werk ist, wie schon die Namen der Herausgeber verraten, unter dem gemeinsamen Dach des NÖ Landesarchivs und des NÖ Instituts für

Landeskunde entstanden. Der Ansatz dazu lautete, „daß ein Team von Fachleuten und aus dem lokalen Bereich stammenden interessierten Laien eine unter Beachtung eines hohen wissenschaftlichen Niveaus lesbare“ (S. 15) Ortskunde gemeinsam erstellen sollten. Dazu mußte über eine bloß historische Ansätze berücksichtigende Ortskunde hinausgegangen werden. Als Aufgabe wurde vielmehr definiert, „dem Gemeindebürger die notwendige Selbstidentifikation mit seinem Lebensraum und dem wissenschaftlich interessierten Leser Zugang zu den historischen, topographischen, ökonomischen und sonstigen gesellschaftsrelevanten Problemen der Gemeinde zu bieten“ (S. 15).

Aus diesem Ansatz heraus ergab sich eine Dreigliederung des Buches. Im ersten Teil (S. 19 bis 229), übertitelt „Historische Beiträge zur Ortskunde“, wird die geschichtliche Entwicklung der Gemeinde Hof von den ersten Spuren aus der Urgeschichte bis zum Jahr 1998 geboten. Die Namen der Autoren (*Heribert Schutzbier, Christina Mochty, Willibald Rosner, Arnold Kopeczek, Klaus-Dieter Mulley, Roman Eccher, Ernst Bezemek, Karl Winter*) stehen für wissenschaftliches Niveau und Exaktheit, aber auch für Lesbarkeit.

„Fachbeiträge zur Ortskunde“ (S. 230–317) nennt sich der zweite Teil. Darin finden sich verschiedene Beiträge, wie etwa von *Karl Tschank* ein Aufsatz über „Pater Paulinus a. S. Bartholomaeo – Leben und Werk des Philipp Weszdin aus Hof am Leithaberge“. *Brigitte Faßbinder* untersucht „Die Kunstdenkmäler der Marktgemeinde Hof am Leithaberge“, *Erich Diem* schreibt über die „Geographie der Marktgemeinde Hof am Leithaberge“, gefolgt von Themen wie Naturraum, Landwirtschaft und Gewerbe sowie Brauchtum.

Der dritte Teil (S. 319–394) trägt den Übertitel „Gemeinschaften, Institutionen, Vereine“. Zuerst werden die kommunalen und öffentlichen Einrichtungen (vom Gemeindeamt bis zur Schule) vorgestellt, worauf die Pfarre folgt, ehe die Vereine (von der Fernwärmegenossenschaft bis zur Volkstanzgruppe) den Schlußteil bilden. Die Autorinnen und Autoren dieses dritten Teils stammen fast ausschließlich aus der Gemeinde Hof und können dadurch teilweise entsprechendes Insider-Wissen einbringen.

Das Buch über die Marktgemeinde Hof am Leithaberge sollte deshalb allein von seinem formalen Aufbau her überregionale Beachtung finden und könnte so manchen „Ortskunden“ als erstrebenswertes Vorbild dienen.

Harald Hitz

Rudolf Schierer, **Die Kuenringer. Herren von Zöbing**. Ein Beitrag zur Geschichte der Heimat, verfaßt [...] aufgrund umfassender urkundlicher Nachschriften (St. Pölten, Eigenverlag 1998) 56 Seiten.

Bestelladresse: Pfarrer i. R. Rudolf Schierer, 3200 Weinburg, Kirchenstraße 16

Der Titel verwirrt vielleicht ein wenig, läßt sich aber erklären. Der 90jährige Verfasser faßt hier die von ihm in vielen Jahren gesammelten Notizen über die „Herren von Zöbing“, gemeint als die Eigentümer des Ortes, zusammen und führt diese Familie auf die Kuenringer zurück. So ist es eine aus vielen einzelnen Nachrichten zusammengestellte Genealogie der Herren oder Ritter von Zöbing, wobei Schierer die These von Karl Lechner übernimmt, daß diese der Familie der Kuenringer zuzurechnen sind. Heinrich I. von Cebingen gilt als der Sohn des 1118 verstorbenen Albero I. von Kuenring. Der letzte dieser Zöbinger war der im Jahr 1232 erschlagene Wichard II., wobei Schierer als Motiv für den Mord die reichen Besitzungen des Getöteten anzunehmen meint, die nunmehr an den Landesfürsten gefallen seien.

Dazwischen spannt sich der Bogen der Notizen und Nachrichten, die der Verfasser der kleinen Schrift zusammengetragen hat und miteinander in Verbindung zu setzen bemüht ist. Vieles entspricht dem Vorbild des schon genannten Karl Lechner. Die Nachrichten sind aus gedruckten und auch ungedruckten Quellen genommen. Einige derselben sind sogar (in leider qualitativ nur wenig guter Weise) in dem Anhang zu dem Heft abgebildet.

Es ist gewissermaßen ein Spätling einer ganz bestimmten Form der Hochmittel-Geschichtsschreibung, der hier vorliegt. Ob er – wie der Verfasser hofft – tatsächlich für ein neues Heimat-

buch der Gemeinde Zöbing wertvoll ist, ist freilich die Frage, haben sich doch die historischen Fragestellungen deutlich gewandelt. In seiner Art ist es aber jedenfalls ein wertvoller Baustein für die Darstellung der Geschichte des hohen Mittelalters im unteren Kamptal. *Gustav Reingrabner*

Robert Kurij, **Geschichte der Bürgermeister von Groß-Siegharts** (Groß-Siegharts: Eigenverlag der Stadtgemeinde 1997) 350 Seiten, viele Schwarzweiß-Abbildungen, öS 298,-

Robert Kurij, der sich in den letzten Jahren intensiv mit der Geschichte der Stadt Groß-Siegharts auseinandergesetzt und in der Folge mehrere Werke zum Thema veröffentlicht hat, behandelt in seinem jüngsten Buch die Geschichte der Bürgermeister dieser Stadtgemeinde. Im Vorwort (S. III) weist der Autor darauf hin, daß „vor allem der örtlichen Bevölkerung die große Bedeutung des Wissens um die eigene Geschichte, die einen beträchtlichen Teil des eigenen Selbstverständnisses bildet, nähergebracht werden“ soll.

Der Untertitel des Werkes, nämlich „Daten – Photos – Zusammenhänge“, gibt einen Hinweis auf die Konzeption des Bandes. Die biographischen Daten der Bürgermeister stehen also nicht allein im Mittelpunkt der Darstellung, sondern die Personen werden immer auch in die Entwicklung der Gemeinde miteinbezogen, die diese Bürgermeister ja auch mitgestaltet haben, aber auch von ihr beeinflusst worden sind. Auf diese Weise entsteht ein lebhaftes Bild der Entwicklung der Gemeinde. Nach einem kurzen Exkurs in die Verwaltungsgeschichte und einer konzisen Beschreibung der Dorf- und Marktrichter von Groß-Siegharts legt Kurij das Schwergewicht der Darstellung mit voller Berechtigung auf die Zeit von 1848 bis heute. Zur Periodisierung wurden die Jahre 1848-1918, 1918-1945, 1945-1975 sowie die Ära des seitdem amtierenden Bürgermeisters (und seit 1998 SPÖ-Klubobmanns) Labg. Anton Koczur herangezogen.

Ganz besonders hinzuweisen ist auf den ansprechenden Bildteil. Der Autor hat sich hier wirklich bemüht, neues und authentisches Bildmaterial aus privatem Fundus heranzuziehen und nicht nur die schon bekannten Fotos wiederabzudrucken, wobei bisweilen allerdings die panegyrische Gefahr lauert. Viele der Fotos stellen jedenfalls eine eigene sozialgeschichtliche Quelle dar.

Die Texte sind erfreulicherweise in einer gut lesbaren Schriftgröße gedruckt, der Textlauf wirkt aber bisweilen unruhig durch halbfett gedruckte Begriffe. Hier wäre eine Gliederung mit Zwischenüberschriften günstiger gewesen. Bei der Liste des Gemeinderates von 1975 auf den Seiten 279/280 fehlt bei beiden Parteien übrigens der Name je eines Gemeinderates.

Das vorliegende Buch bietet der Bevölkerung der Region Groß-Siegharts somit interessante Einblicke in die Vergangenheit und Gegenwart, ist von seinem Ansatz her aber auch allgemein zu beachten.

Harald Hitz

Alfred Komarek, **Weinviertel. Tauchgänge im grünen Meer** (Wien: Kremayr & Scheriau 1998) 272 Seiten mit 60 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 348,-

Um es gleich vorwegzunehmen: Der routinierte Autor erzählt Dorf- und Stadtgeschichten, auch Geschichten über die Schloßbesitzer, beschreibt Bauernleben und Herrenleben, berichtet schließlich von den im Weinviertel lebenden Menschen, von berühmten, von unbekanntem, von bedeutenden, von kauzigen, liebenswerten und querköpfigen. Dies hat er so geschrieben, daß das Lesen sehr informativ und dabei äußerst vergnüglich ist, sodaß man das Buch erst dann weglegt, wenn man es beendet hat.

Beim Lesen durchstreift man das Land, erfährt Geschichten aus der Geschichte, lernt zusätzlich so einiges aus der Geologie, der Ur- und Frühgeschichte und selbstverständlich aus der Volkskunde dieses Landesviertels so ganz nebenbei. Doch nicht nur das, Lebensgeschichten und Einzelschicksale von unbekanntem, aber doch bedeutenden und bekannten bedeutenden Menschen, spannend und interessant geschrieben, führen bis in unsere Zeit herauf, sodaß schlußendlich der Leser meint, das gesamte Weinviertel schon immer so gekannt zu haben, obwohl er all dies

erst durch diesen Band erfahren hat. Natürlich handelt viel vom Wein, nicht nur „Weingeschichte“, von seinem Anbau und seiner Pflege, sondern auch von seinen Wirkungen und Folgen: „Im Keller werden Weingärten und Preßhäuser verkauft, Söhne und Töchter verheiratet, Bürgermeister gewählt, und der Präsident des Fußballklubs weiß noch nichts davon, daß ihn eine Revolution vom Thron fegen wird!“

Alfred Komarek, der als literarischer Wegbegleiter durch Österreichs Kulturlandschaften sich diesmal in bewährter Weise des Weinviertels angenommen hat, schuf damit ein hintergründig, informativ und immer vergnüglich zu lesendes Buch, welches allseits nur empfohlen werden kann.

Eines fällt auch bei diesem Buch, wie bei vielen Publikationen in diesem Jahr, auf: Immer wenn von Kirchstetten die Rede ist, beruft man sich gerne auf Bertha von Suttner. So auch auf dem Schutzumschlag dieses Buches, wo sie „als vielleicht berühmteste Tochter des Weinviertels“ zitiert ist. Dazu muß eines gesagt werden: Bertha von Suttner wurde in Prag geboren und lebte nach ihrer Rückkehr aus dem Kaukasus im Jahre 1885 etwas mehr als siebzehn Jahre auf Schloß Harmannsdorf, welches geographisch eindeutig zum Waldviertel gehört und wo sie ihren Roman „Die Waffen nieder“ verfaßte. Die letzten zwölf Lebensjahre verbrachte sie in Wien. Weder in ihren Tagebüchern noch in ihrer Biographie ist ein Hinweis auf Kirchstetten zu finden, daß sie dort „oft und gerne gewesen sei und im stillen Schloßpark an ihren Büchern gearbeitet habe“ (S 258), auch gibt es keinerlei Fotodokumente darüber, ja sie galt sogar in der Familie und beim Großteil des Adels als „enfant terrible“. Hier jedenfalls hat man sich ihrer aus touristischen Überlegungen einfach bedient, und viele haben dies ungeprüft übernommen. Der Rezensent weiß, wovon er schreibt, durfte er doch 1972 bei der umfassenden Bertha von Suttner-Ausstellung im Krahuletz-Museum Eggenburg mitarbeiten. Dies soll aber nicht unserem Autor angelastet werden, sondern der allgemeinen Richtigstellung dienen.

Bei einer eventuellen Neuauflage wären kleine Korrekturen durchzuführen: So entdeckte Krahuletz nicht 1865 sondern erst 1885 die Krokodilsreste (S. 218), und die korrekte Schreibweise ist Sigmundsherberg, nicht Siegmundsherberg (S. 11).

Burghard Gaspar

Festschrift 120 Jahre Bürger/Hauptschule – 25 Jahre neue Hauptschule – 1 Jahr „Technische Hauptschule“ Groß-Siegharts (Groß-Siegharts: Technische Hauptschule Groß-Siegharts 1998) 84 Seiten, 35 Abbildungen, öS 100,-

Zum Jubiläum „120 Jahre Bürger- bzw. Hauptschule“, das auch im Zusammenhang mit den Feiern „70 Jahre Stadterhebung“ zu sehen ist, hat die Hauptschule Groß-Siegharts unter der verantwortlichen Leitung von HOL Heinrich Schrey, der auch der Autor sehr vieler Texte ist, eine gefällige Festschrift herausgegeben.

Ab Seite 10 wird erklärt, was unter dem Begriff „Technische Hauptschule“ zu verstehen ist. Sie nutzt – vereinfacht gesagt – die vom Gesetz her gegebenen Freiräume zur Erstellung einer schulautonomen Studentafel aus, unterscheidet sich daher von der Normalstudentafel der Hauptschulen durch eine Kürzung des Pflichtgegenstandes Leibesübungen um jeweils eine Wochenstunde in den ersten drei Schuljahren. Diese eingesparten Unterrichtsstunden werden für je eine zusätzliche Unterrichtsstunde in Deutsch (2. Klasse), Englisch und Mathematik (jeweils in der 1. Klasse) verwendet. In der 3. und 4. Klasse ist der Pflichtgegenstand Informatik mit je einer Wochenstunde eingeführt worden, wobei Geometrisches Zeichnen in der 4. Klasse als Ausgleich auf eine Unterrichtsstunde reduziert wurde. Zusätzlich wird Informatik als unverbindliche Übung (d. h. als Freigegegenstand ohne Benotung) in den 3. und 4. Klassen angeboten. Die Schülerinnen und Schüler, die stärker sprachlich interessiert sind, können in den 3. und 4. Klassen Informatik „abwählen“, müssen dafür aber eine Wochenstunde Englisch zusätzlich belegen. Außerdem können sie als Freigegegenstand Französisch für zwei Schuljahre mit je zwei Wochenstunden wählen.

Nach der Vorstellung der Schule im Jubiläumsjahr werden in der Broschüre die Aufgaben der Hauptschulgemeinde beschrieben. Sehr instruktive Diagramme zeigen dabei die Problematik der

rückläufigen Schülerzahlen auf: Besuchten im Schuljahr 1972/73 454 Buben und Mädchen die Hauptschule, so verminderte sich diese Zahl im Schuljahr 1997/98 auf 199! Der „Geschichtliche Abriß“ (S. 36-47) zeigt die wechselvolle Entwicklung der Hauptschule und ihrer Vorläufer auf und ist gut lesbar geschrieben. Ab Seite 48 werden die meisten Unterrichtsfächer in interessanter Weise dargestellt, ehe Berichte über verschiedene Aktivitäten (von Wintersportwochen bis zur Schulbahnberatung) den Abschluß bilden. Der Artikel „Etwas zum Schmunzeln“ (S. 78/79) bietet wirklich entsprechende „orthographische Kostbarkeiten“ aus schriftlichen Arbeiten der Schüler: Wissen Sie, was sich hinter den Begriffen „Batazel“ oder „heisi gwellen“ verbirgt?

Die Hauptschule Groß-Siegharts hat mit dieser Festschrift eine interessante und gut illustrierte Broschüre vorgelegt, die die Aufgaben und Leistungen einer heutigen Hauptschule im Waldviertel überzeugend dokumentiert.

Harald Hitz

Der Schreiber und Grafiker Emil Jaksch (Waidhofen an der Thaya: Verlag Oskar Buschek 1998) 224 Seiten, 158 Abbildungen, öS 498,-

Am 24. Februar 1998 feierte der in Wiederfeld (Gemeinde Waidhofen/Thaya-Land) lebende Schreiber und Grafiker Emil Jaksch seinen 80. Geburtstag. Dieses Datum war Anlaß für die Herausgabe des vorliegenden Prachtbandes (die geschmackvolle Gestaltung lag in den Händen von Manfred Ergott, den hervorragenden Druck besorgte die Druckerei Buschek in Waidhofen), der einen repräsentativen Ausschnitt aus dem umfangreichen Schaffen des Jubilars bietet. Jaksch selbst bezeichnet sich gerne als „Gebrauchsgrafiker“, wobei Gebrauchsgrafik für ihn immer schon mehr als bloßes Handwerk bedeutet hat. Zweifellos ist er eine Koryphäe auf dem Gebiet der Kalligraphie und der Heraldik, aber auch als Zeichner hat Jaksch im Waldviertel, in dem er sich 1978 niedergelassen hat, zu neuen künstlerischen Ausdrucksformen gefunden.

Franz Kaindl gibt in zwei Beiträgen (S. 3-7; 167-171) eine Einführung in das Schaffen Emil Jakschs und erläutert die Hintergründe dessen Schaffens. Kaindl schreibt dazu unter anderem (S. 171): „Emil Jaksch [...] ist geprägt durch ein immenses Können, von einer Leidenschaft des Schreibens, die ihresgleichen sucht, durch einen ungeheuren Fleiß gekoppelt mit Ausdauer und Geduld und getragen von einem Bedürfnis nach Harmonie und Ästhetik.“

Die Abfolge der Zeichnungen beginnt mit Federzeichnungen zu Waldviertler Siedlungen (besonders Waidhofen an der Thaya ist hervorzuheben), gefolgt von Federzeichnungen einzelner Gebäude (Eggenburg, Stift Zwettl, Groß-Siegharts...), ehe auf historische Architektur (besonders eindrucksvoll hier die Detailtreue und Aussagekraft verfallender Bauernhöfe und überhaupt der dörflichen Architektur) eingegangen wird. Breiten Raum nehmen die Themenbereiche Tore (meist kolorierte Federzeichnungen), Fenster, einsames Alter (Kohle- und Bleistiftzeichnungen) und Bäume ein. Immer ist Jaksch dabei ein aufmerksamer Beobachter, der in seinen detaillierten Darstellungen möglichst viel vom Wesen der Objekte einfangen kann. Die Seiten 173 bis 223 sind der „Gebrauchsgrafik“ gewidmet. Wappenentwürfe, Schriftproben, Urkunden, Broschüren-, Logo- und Buchumschlagsentwürfe zeigen die vielfältigen künstlerischen Äußerungen Emil Jakschs.

Hinzuweisen ist noch auf die gekonnten Bildbeschreibungen von Cathy Jürs, der Enkelin Jakschs. Ihr ist es gelungen, sich in die Zeichnungen ihres Großvaters einfühlsam hineinzudenken. Als ein Beispiel sei der Text (S. 120) zur Federzeichnung „Verfallende Industriefenster“ zitiert: „Geräusche, Lärm, Maschinenungetüme, Transmissionsriemen, irgendwo im Keller eine Dampfmaschine – noch vor vierzig Jahren war das Leben geschäftig. Es wurde Geld verdient mit den typischen Erzeugnissen des Waldviertels. Heute ist nur noch Leere. Im Grenzland sind viele gegangen, auch Maschinen und die Menschen, die sie bedienten.“

Das vorliegende Buch ist nicht nur eine Hommage an den Schreiber, Grafiker und Zeichner Emil Jaksch, es stellt ein Stück der Realität des Waldviertels dar, gesehen durch den Blick eines Künstlers. Es ist ein Buch zum Selbstbetrachten und zum Schenken.

Harald Hitz

Zwettler Bürgerstiftung „St. Martin“ (Hg.), **550 Jahre Martinskirche Zwettl 1448-1998** (Zwettl: Zwettler Bürgerstiftung „St. Martin“ 1998) 20 Seiten, 2 Farb- und 5 Schwarzweiß-Abbildungen.

Bereits 1402 bestand beim Zwettler Bürgerspital eine dem hl. Martin geweihte Kapelle, die aber 1427 von den Hussiten bei der Belagerung der Stadt zerstört wurde. Die heutige Anlage der Martinskirche stammt im Wesentlichen aus dem Jahr 1448. Das 550jährige Bestehen dieser Kirche war der Grund für die Herausgabe der vorliegenden Festschrift.

Die Texte über das Bürgerspital und seine Ursprünge, über die Glocken der Martinskirche und über die Perspektiven des Seniorenzentrums wurden zum Großteil wörtlich von der erst vor drei Jahren erschienenen Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Bürgerspitalfondsstiftung Zwettl übernommen.¹⁾ Der Name der Stiftung wurde inzwischen auf Zwettler Bürgerstiftung „St. Martin“ geändert, um die jahrhundertelange Beziehung zum Schutzpatron des Hauses und der Kirche zu verdeutlichen.

Dem Anlaß entsprechend fiel der Abschnitt über die Martinskirche beim Bürgerspital, der zahlreiche interessante Daten und Fakten beinhaltet, diesmal umfangreicher aus. Bemerkenswert ist die Aufzählung der Gebete, welche die „Spitaler“ im Jahr 1764 täglich beteten. Die geschichtlichen Teile der Festschrift stammen wieder von Schulrat Friedel Moll, die kunstgeschichtliche Beschreibung der Kirche wurde dem Dehio Handbuch „Die Kunstdenkmäler Österreichs. Niederösterreich nördlich der Donau“ (Wien 1990) entnommen. Einige Gedanken von Architekt Dipl.-Ing. Georg Thurn über den Neuzubau des Seniorenzentrums „St. Martin“ beschließen die recht gefällig gestaltete Broschüre.

Herbert Neidhart

¹⁾ Vgl. Buchbesprechung in Wv 45 (1996) S. 253 f.

Gertrud Reiger, **365x gesunde Schnellküche**. Gesunde Gerichte im Handumdrehen (Wien: Verlag Orac 1998) 256 Seiten, 16 Farbabbildungen, zweifarbig illustriert, öS 295,-

365mal gesunde Schnellküche – die Entscheidung, was man täglich kochen soll, wird durch dieses Kochbuch enorm erleichtert, denn für jeden Tag des Jahres gibt es ein passendes Rezept. Besonders schnell zuzubereitende Speisen sind mit einem Blitzsymbol, festliche Gerichte hingegen durch drei Sterne gekennzeichnet. Kriterium für die Aufnahme von Rezepten in dieses Buch sind Fettarmut, Ballaststoffreichtum und Vitamingehalt der Speisen. Im Anhang findet man für jedes Gericht die Kalorien- bzw. Joulewerte, den Kohlenhydrat-, Eiweiß-, Fett- und Cholesteringehalt, wobei die Kalorien für das oftmals als Zuspäse empfohlene Vollkorngebäck nicht einberechnet sind. Erfreulicherweise ist das Kochbuch wenigstens teilweise zweisprachig: Der „Grüne Bohnensalat mit Tomaten“ heißt gleichberechtigt auch „Fisolensalat mit Tomaten“ (S. 132) – „Fisolensalat mit Paradeisern“ würde um eine Nuance noch besser schmecken.

Für die Zubereitung von Krautsuppe (S. 198) oder Zucchini-Tomaten-Gratin (S. 78) benötigte ich wirklich weniger als eine halbe Stunde; allerdings braucht das Gratin dann im Backrohr noch 30 Minuten Backzeit. Die beiden Gerichte waren auch leicht nachzukochen. Die im Buch beschriebenen Speisen sind für je zwei Personen gerechnet und reichen auch zu deren Sättigung aus – vor allem dann, wenn die Kinder nicht so gesund leben wollen wie deren Eltern. *Magda Hitz*

Annemarie Krammer, **Fleischlose Hausmannskost. Gesunde Genüsse** (Graz: Stocker-Verlag 1998) 128 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, öS 198,-

Das vorliegende, sehr übersichtlich und praxisorientiert gestaltete Kochbuch soll, so äußert sich die Verfasserin im Vorwort, alle jene ansprechen, die gesundheitsbewußt, aber nicht unbedingt streng vegetarisch kochen und genießen wollen.

Wie der Titel schon sagt, finden sich so altbewährte Rezepte wie Brotsuppe, Bohnengulasch, Krautfleckerln, Topfenstrudel, Holunderstrauben, Reisschmarren und Topfenknödel unter den

Rezepten, aber genauso auch „moderne“ Gerichte, wie z. B. eine kalte Knoblauchsuppe mit Curry, Champignons mit Tofuwürfeln, Spaghettikürbis mit Brokkolisauce. Verlockend sind auch die Gemüespieße, der Risotto mit Kräutern, der Kartoffelsalat mit Nüssen und Joghurtdressing. Im Kapitel „Süßes“ finden sich Beschwipste Spaghetti, Erdbeertraum, Rotweinflüchte mit Schlagobers und die guten, alten Topfenpalatschinken.

Die Rezepte sind für den Alltag ebenso wie für den schönen Abend mit lieben Gästen gedacht. Das Angebot an Rezepten für Suppen, Zwischengerichte und Salate ist reichhaltig genug, daß auch für echte „Fleischtiger“ der Genuß von schmackhafter Hausmannskost nicht zu kurz kommen wird.

Christa Lang

Ekkehard Müller, **100 Gemüsespezialitäten für Garten und Küche**. Mit Rezepten (Graz: Stocker-Verlag 1998) 142 Seiten, 86 Farbabbildungen, öS 218,-

Wie im Titel dieses mit anschaulichen Farbfotografien ausgestatteten Praxisbuches schon angegeben, wartet der Band mit Gemüsesorten auf, die entweder früher bei uns kultiviert oder aber jetzt neuerdings aus anderen Klimabereichen in unsere Breiten gebracht wurden. Auch den sogenannten Wildgemüsen (z. B. Bärlauch und Löwenzahn) mit ihrem hohen Vitamin-C-Gehalt wird Beachtung geschenkt. Die einzelnen Gemüsearten werden ihren Pflanzensparten entsprechend (z. B. Wurzel-, Blatt-, Spinatgemüse, Hülsenfrüchte und Fruchtgemüse) gegliedert aufgelistet, beschrieben und in ihren praktischen Verwendungsmöglichkeiten dargestellt.

Für den Hobbygärtner bietet der Band genaue Saat-, Aufzucht- und Kultivierhinweise, besonders bezüglich der Frage, ob eine Kultur jeweils in unserem Klima auch im Freiland möglich ist.

Jene, die an vegetarischer Küche bzw. an Gemüseküche interessiert sind, finden in den angeschlossenen Rezeptvorschlägen reiche Möglichkeiten, sich kulinarisch zu betätigen. Wie wäre es zum Beispiel mit einem Strudel aus Käferbohnen, die zwar aus Mittelamerika kommen, aber bei uns, laut Verfasser, leicht zu ziehen sind. Bei der inzwischen recht beliebten Zucchini sind es zehn Rezepte, darunter der allseits bekannte Zuccinikuchen. Ebenso ist die Eierfrucht (die Aubergine oder Melanzane) im Weinbauklima leicht zu kultivieren, es findet sich hier ein Rezept für Melanzane-Mussaka. Zu den Fruchtgemüsen ist die Erdkirsche zu zählen, die – leicht zu kultivieren – mit ihrem Ananasgeschmack auch für Torten, Kompotte und sogar Eis zu verwenden ist. Bezugsquellennachweise für Saatgut ergänzen den Beschreibungs- und Rezeptteil für jene Gartenbesitzer, welche die Kultur von alten bzw. noch unüblichen Gemüsesorten nutzbringend in die Tat umsetzen wollen.

Christa Lang

Eberhard Krauß, **Exulanten aus dem westlichen Waldviertel in Franken (ca. 1627-1670)**. Eine familien- und kirchengeschichtliche Untersuchung (= Quellen und Forschungen zur fränkischen Familiengeschichte 5, Nürnberg 1997) 652 Seiten und 3 Karten im hinteren Umschlag, öS 503,70

Eine Besprechung von Gustav Reingrabner erschien in Heft 3/1998, S. 241-249. Hier wird die Bestelladresse nachgetragen:

Gesellschaft für Familienforschung in Franken, D-90408 Nürnberg, Archivstraße 17

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Bibliotheksrat Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6
HOL Mag. Erich Broidl, 3491 Elsbarn 52
Altbürgermeister OAR i. R. Franz Chaloupek, 3950 Gmünd, Conrathgasse 29/3
Prof. Mag. Anton Dorfinger, 3945 Hoheneich, Katzenbergen 330
Spk-Dir. i.R. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kropfstraße 9
OStR. Mag. Marianne Hubalek, 3580 Horn, Rudolf Fischer-Weg 9/15
Mag. Andreas Kompek, VHS Krems, 3500 Krems/Donau, Obere Landstraße 10
SR HOL Ulfhild Krausl, 2095 Drosendorf, Altstadt 8
Prof. Mag. Christa Lang, 3712 Maissau, Sonndorfer Straße 10
Schulrat HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27
Cand. phil. Klaus Petermayr, 4850 Timelkam, Anzengruberstraße 20
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, Institut für Kunstgeschichte der Universität
Wien, Campus altes AKH, 1090 Wien, Garnisongasse 13, Hof 9
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Dekan Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-
theologischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8
Prof. Mag. Peter L. Reischütz, 3580 Horn, Puechhaimgasse 52
Prof. Mag. Herbert Stastny, 3542 Gföhl, Zwettler Straße 19
VS-Dir. i.R. OSR Franz Strohmayer, 3910 Zwettl, Gartengasse 22
Alice Thinschmidt, 1150 Wien, Pelzgasse 10/8
Mag. Andreas Thinschmidt, 1090 Wien, Lustkandlgasse 6/18
Schulrat HOL Franz Wagner, 3580 Horn, Lazarethgasse 8
Prof. Dr. Clemens Weber, 9422 Maria Rojach 28
Ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Mag. Regina Zotlöterer, 3133 Traismauer, Herzogenburger Straße 40

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 22: **Sepp Koppensteiner:** Rund um den Nebelstein. Besinnliche und heitere Geschichten aus dem Oberen Waldviertel (1978) 119 Seiten öS 50,-
- Band 26: **Walter Pongratz:** Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) 204 Seiten öS 195,-
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum / Erich Rabl (Hgg.):** Heimatforschung heute. Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) 196 Seiten öS 195,-
- Band 31: **Maria Mayr (geborene Bitter):** Das Jahr 1945 im Bezirk Horn (1994) 176 Seiten öS 160,-
- Band 32: **Andrea Komlosy (Hg.):** Spinnen – Spulen – Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und in anderen ländlichen Regionen (1991) 152 Seiten öS 135,-
- Band 33: **Robert Streibel:** Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (1991) 295 Seiten Sonderpreis öS 100,-
- Band 34: **Harald Hitz (Hg.):** Johann Georg Grasel – Räuber ohne Grenzen; Neuauflage für 1999 in Vorbereitung
- Band 35: **Christoph Schadauer:** Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya (zweite Auflage 1994) 320 Seiten öS 195,-
- Band 36: **Thomas Winkelbauer (Hg.):** Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte (1993) 560 Seiten öS 360,-
- Band 37: **Friedrich Polleroß (Hg.):** „Die Erinnerung tut zu weh.“ Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel (1996) 416 Seiten öS 360,-
- Band 38: **Fritz F. Steininger (Hg.):** Erdgeschichte des Waldviertels; Neuauflage für 1999 in Vorbereitung
- Band 40: **Gustav Reingrabner:** Die evangelische Bewegung im Waldviertel; in Vorbereitung
- Eduard Kranner:** Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) 109 Seiten öS 70,-

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl)
A-3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

S O N D E R A N G E B O T

Robert Streibel

Plötzlich waren sie alle weg

Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger

(= Schriftenreihe des WHB 33, 1991) 295 Seiten mit 50 Abbildungen

Sonderpreis öS 100,- statt 298,-

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100
oder Telefon: 02982/3991 (ab 14 Uhr, Dr. Rabl)

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn, und ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Mag. Anton Dorfinger, Hoheneich. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: Mag. Andreas Kompek, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: SR Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz + Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung Kultur und Wissenschaft des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Delphin 3000

Intelligentes Vermögensmanagement

Eine neue Qualitäts-Dimension!

Die erfahrenen Spezialisten der Waldviertler Sparkasse von 1842 disponieren, vermehren und sichern Ihre Vermögenswerte.



Waldviertler
Sparkasse von 1842